Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise: Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl Anz je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitsuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bezw. Wiederholung Rabatt.

Folge 16 | Lemberg, am 16. April (Ostermond) 1933 | 12. (26.) Jahr

Die Ostern-Botschaft

Von Pfarrer Hans Gajdzica.

„Christ ist erstanden von der Marter alle; deß sollen wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein.“ So beginnt eines der ältesten deutschen Kirchenlieder, das längst vor der Reformation gesungen wurde. Welch ein Chor von Liedern ist seither erklungen von Luthers gewaltigem „Das war ein wunderlicher Krieg, da Tod und Leben rungen, das Leben doch behielt den Sieg, es hat den Tod bezwungen“, bis hin zu dem zuversichtlichen Gesang der fürstlichen Dichterin: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben“. So war es am ersten und zweiten Ostertage am Grabe in Jerusalem nicht. Da schallt kein Siegespsalm, da hörst du nur Trauerlieder und Klagegesänge um einen Toten. Wohl macht sich die Liebe der Frauen auf, die letzten unter dem Kreuz sind die ersten am Grabe, aber ihre Liebe gilt nur einem Toten! Sie lieben ihren Herrn und Heiland, aber nur als einen Toten. All ihr Glück, alle Hoffnung, alle Seligkeit liegen für sie mit Jesus begraben. Wieviele gibt es, die noch heute nicht weiter gekommen sind, als jene Frauen in Jerusalem: Jesus, der am Karfreitag Gekreuzigte, ist ihnen einer, dem sie die Zuneigung ihres Herzens, ihre Liebe nicht verweigern können, aber er ist für sie auch bloß einer, der gewesen ist; er liegt für sie bei Jerusalem begraben. Es ist die gewohnte Rede, die man von solchen hört, daß sie wohl alle Ehrfurcht hätten vor dem großen, göttlichen Lehrmeister, der die Menschen auf eine höhere Stufe der Erkenntnis gehoben, der ihnen die Liebe als höchstes Gebot ins Herz gepflanzt und selber für seine Lehre gestorben sei. Aber weiter nichts!

Die Folgen davon sind die bangen Fragen: wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür? wer hilft uns zu werden wie Jesus in Lehre und Wandel, im Tun und Lassen, im Leben und Sterben? Da liegen die Steine und Felsen auf dem Wege, die zu nehmen, zu entfernen sind, aber „das Wollen habe ich wohl, doch das Vollbringen fehlt mir“. Gar heute, wo es tausendfach heißt, viel Steine gibts, doch wenig Brot, und Hohe und Niedere, Männer und Frauen umhergehen, bewegt von der bangen Frage: wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür? Getrost! Wir sehen die Ostertatsache und hören die Osterbotschaft: „Sie fanden aber den Stein abgewälzt von dem Grabe, den Leib Jesu aber fanden sie nicht.“ Wir

Fröhliche Ostern!

verstehen die Angst und Furcht der Frauen, begreifen aber mit ihnen nicht, was geschehen war: der Stein ist fortgewälzt, das Grab ist leer. Wie mag solches zugehen? Vernunft und Verstand suchen nach einer Erklärung und gaben die erdenklichsten Antworten: es habe ein Erdbeben stattgefunden, Jesus sei nur scheintot gewesen, seine Erscheinungen seien Visionen, Gebilde der erregten Phantasie der Frauen und Jünger gewesen oder okkulte Materialisationsgebilde. Indes bedürfen, die so denken, der Mahnung des Engels: „Gedenket daran, was Jesus sagte, als er in Galiläa war: Ich bin die Auferstehung und das Leben, ich muß sterben wie ein Weizenkorn, aber ich werde auf-

erstehen.“. Da sie an seine Taten und Worte gedacht hatten, fanden sie sich wieder zurecht, trat der große Umschwung in ihr Leben ein, der beste, der einzige Beweis für die Auferstehung.

Gedenket an seine Taten und Worte! Er war das Leben selber in der Welt des Todes. Die Frauen und die Apostel hatten oft genug die Kraft des göttlichen Lebens in ihm der Sünde, dem Tode gegenüber erfahren; sie waren Augen- und Ohrenzeugen gewesen seiner Macht über die Herzen und Gemüter, Menschen und Mächte. Konnte solche Liebe, solcher Glaube, solches Leben im Grabe behalten werden? Gibt es Steine und Kräfte, die ihn tot und stumm machen könnten? Und ob sie ihn tausendmal ans Kreuz schlugen, das Wunder ist, daß er sich schlagen läßt und den Tod erduldet; ob sie ihn auch in Haß und Feindschaft, Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit begraben, er bricht hindurch, vor dem die Felsen sprangen; ob sie Steine aufheben wider ihn und wälzen auf sein Grab, er lebt, gerade der Kampf gegen ihn wird zum Beweise dessen, daß er lebt; denn mit Toten kämpft man nicht! Denkt nur an die Christenverfolgungen, die Kreuzzüge gegen sein Evangelium, den organisierten Feldzug gegen alle Religion, denkt, wie er behandelt wird in unserer eigenen Mitte — für nichts geachtet! — er lebt, er ist das Leben! Wundert dich solche Rede? Den Aposteln deuchte sie auch ein Märchen; sie glaubten den Frauen nicht; es nahm den Petrus wunder, wie solches zuginge. Ganz recht, denn es ist ein Wunder mit der Auferstehung auch heute noch! Man rühmt an unserer Zeit die Nüchternheit und den Wirklichkeitssinn. Ist aber die Wirklichkeit um uns nicht voller Wunder? Dein Feld, deine Arbeit, dein Leben — sind die nicht Wunder voll? Wunder über Wunder, die Gott an dir tat und tut? Darum: Im Herzen die Liebe, am Pfluge die Hand und vorwärts, es trägt dir das steinige Land doch grünende Saaten, drum wage nur Taten! Zerbricht auch die Pflugschar am harten Gestein und wehren die Wolken der Sonne den Schein, nur fröhlich sich regen, der Herr gibt den Segen. Trotz Stürmen und Brausen, trotz Hohn und trotz Spott, nur vorwärts, nicht wanken, dein Helfer ist Gott!

Im Unglück und in Sorgen,
In trüber Gegenwart,
Erhoffen gold'nen Morgen,
War immer Christenart.

Und was uns auch begegnet,
Uns Sorg und Leiden schafft,
Sei heilig uns gesegnet
Als Quelle neuer Kraft.

Und scheint auch ohn' Begreifen
Des Leidens Uebermaß,
Wir wachsen und wir reifen
Dran ohne Unterlaß.

Mag wanken auch die Erden,
Wir geben uns die Hand:
Es muß doch besser werden
In Stadt und auf dem Land.

Genossenschaftswesen

Nicht kritisieren am unrechten Ort und mehr sachliche Kritik!

Vom Genossenschaftsinspektor
August Weichselbraun.

Wenn man bei den Revisionen, in den Vollversammlungen und Sitzungen der Genossenschaften oder bei anderen Anlässen die Hälfte des Jahres unter den Bauern verbringt, kann man viel Erfreuliches, aber auch recht Unerfreuliches erleben. Von den unerfreulichen Beobachtungen nimmt einen breiten Raum die Kritik am unrechten Ort und die unsachliche Kritik ein. Hält man aber die Frage entgegen, wie die Kritiker es selbst besser machen würden oder wie es besser zu machen wäre, bleiben sie in der Regel die Antwort schuldig oder sie bringen einen Wirrwarr von Gedanken zum Ausdruck, daß man wieder nicht weiß, was sie wollen.

So gesund sachliche Kritik am richtigen Ort ist, so verderblich ist unsachliche Kritik am unrechten Ort. Und merkwürdig, gerade die unsachliche, die vergiftende Kritik wird mit Vorliebe recht laut am unrechten Ort, am Biertisch, auf der Gasse und dergl. geführt, während aber in den Versammlungen selbst niemand den Mund auftut. Es mag ja für manchen schwer sein, zu beurteilen, wo die sachliche Kritik aufhört und wo die Schwätzerei beginnt. Wer sich aber darüber nicht klar ist, der schweige lieber, denn der schwätzt sicher.

Je größer nun die Notlage der Landwirte wird, desto schärfer wird die Kritik und mit Recht, denn wes Herz voll ist, des Mund geht über. Kritik kann nicht scharf genug sein, solange sie sachlich bleibt und am rechten Ort erfolgt. Dies gilt besonders in Zeiten der Not. Mit Schwätzen und unsachlicher Kritik bringen wir unsere Wirtschaft nicht vorwärts, denn wer viel redet, hat wenig Zeit zur Arbeit, stört auch die anderen in der Arbeit und bringt nur Wirrwarr in die Wirtschaft.

Wie und wo soll nun Kritik geübt werden und wer soll Kritik üben? Kritik hat nur Sinn, wenn die Möglichkeit besteht, das Schlechte tatsächlich besser zu machen, wobei aber nicht allein auf die eigenen Vorteile, sondern hauptsächlich auf das Gesamtinteresse der Landwirtschaft Bedacht zu nehmen ist. Wer also die Absicht hat, öffentlich Kritik zu üben, der prüfe vorher aufrichtig und mit Überlegung, ob die Sache oder Person, die ihm Anlaß zur Kritik gibt, der Kritik auch wert ist und ob er durch seine Kritik auch tatsächlich eine Besserung des bemängelten Gegenstandes herbeizuführen vermag. Hat er diese Überzeugung, bespreche er sich vorerst mit anderen ernsten Männern seines Berufsstandes und wenn diese an seinen Gedanken nichts auszusetzen finden, sie für gut und durchführbar halten, dann erst trete er vor die Öffentlichkeit und verteidige seine guten Ideen mit gehörigem Nachdruck. Unter Öffentlichkeit in diesem Sinne sind vor allem die landw. Versammlungen und Sitzungen der Genossenschaften und Vereine zu verstehen. Findet er dort nicht Gehör, dann ziehe er sich nicht gleich schmollend zurück, bringe seine Anträge bei den nächsten Versammlungen abermals zur Beratung, oder er wende sich direkt an die landwirtschaftlichen Zentralstellen, an den Genossenschaftsverband, wenn es sich um genossenschaftliche Angelegenheiten handelt. Hier findet er bestimmt Gehör, wenn seine Gedanken gut sind. Gedankenauffrischung durch das Land tut uns bei den Zentralstellen mitunter recht gut.

Immer also wende sich der Bauer mit seinen Sorgen, Wünschen und kritischen Betrachtungen nur an die berufenen Stellen. Diese sind dazu da, ihn anzuhören, seine guten Gedanken zu verarbeiten und weiter zu tragen, ihm schlechte Gedanken auszureden. Nimmer aber kritisiere man abfällig über eigene Angelegenheiten, über die eigenen Organisationen am unrechten Ort in Gegenwart Fremder. Solche Kritik ist beschämend und erniedrigend für den Bauernstand. Nicht selten gibt eigene Schuld durch derartiges Verhalten Anlaß dazu, daß der Bauer als minderwertiges Glied der menschlichen Gesellschaft betrachtet wird. Freilich, ein vernünftiger Mensch wird nie und nimmer so denken, aber es gibt ebenso, wie unter den Bauern, auch unter den anderen Menschen viel Unvernünftige. Also, Bauer, tue den Mund auf, wenn dir etwas mißfällt oder wenn du glaubst, daß das oder jenes in der Genossenschaft, im Verein oder sonst wo besser gemacht werden könnte. Rede, so gut du kannst, suche nicht erst nach schönen Worten, auch dann nicht, wenn zufällig ein fremder Referent anwesend ist, sondern rede gerade heraus. Solcherart bleiben denn auch die Gedanken klar. Damit du aber recht fleißig und unbefangen mitreden kannst, mußt du vorerst Mitglied werden bei deinen Organisationen, die Mitgliederpflichten recht pünktlich erfüllen, die Versammlungen und Sitzungen regelmäßig besuchen und auch sonst Ordnung halten in deiner Wirtschaft. Menschen mit solchen Eigenschaften werden dann auch gern angehört und ernst genommen, und solche Bauern eignen sich auch am besten als Führer der Landwirtschaft.

Kritik außerhalb der hierzu berufenen Orte, wenn sie nach den Versammlungen, Sitzungen und dgl. am Biertisch, auf der Gasse oder sonst wo in Gegenwart Unberufener geübt wird, macht nur lächerlich, und sie hat auch keinen Zweck, denn die es angeht und die es besser machen sollen, sind ja nicht zugegen, sie können die Wünsche und Beschwerden, die guten Gedanken des Kritikers nicht oder nur auf Umwegen hören. Wem es also ernst ist um die Förderung der Landwirtschaft und ihrer Organisationen, wer begründeten Anlaß hat zur Kritik, zu Beschwerden und zu Wünschen, der trete am rechten Ort, in den Versammlungen und Sitzungen offen heraus und verlange beharrlich die Berücksichtigung seiner guten Absichten. Man soll nicht immer bloß den Schwätzern oder jenen, die immer das große Wort führen, das Feld überlassen; es ist vielmehr Pflicht jedes einzelnen, sofern er über gute Gedanken verfügt, öffentlich mit beizutragen zur Förderung unserer in der größten Notlage befindlichen Landwirtschaft. Und ausgezeichnete Gedanken kann man viel häufiger, als man allgemein annimmt, gerade unter jenen Bauern antreffen, die sich im Hintergrund halten aus Schüchternheit oder weil sie sich mit den Schwätzern öffentlich nicht auseinandersetzen wollen. Auf die Mitarbeit dieser Menschen ist aber größter Wert zu legen, und es ist alles aufzubieten, um sie heranzubringen. Denn gerade von ihnen, weil sie mehr schweigen, dafür aber mehr denken und besser handeln, ist natürlichere und befruchtendere Anregung, die wir so notwendig brauchen, zu erwarten.

Die Notlage der Landwirtschaft erfordert heute die ernsthafteste Mitarbeit jedes einzelnen hierzu befähigten Bauern, sei es im Genossenschafts- oder Vereinswesen. Wichtige Voraussetzung der Mitarbeit ist aber, daß sich jeder vorher klar wird über die Art seiner Mitarbeit und daß er dann auch tatsächlich und konsequent mittut. Jeder Antrag, d. h. jeder Gedanke, der, sei es in den Versammlungen, Sitzungen oder Zeitungen, öffentlich zur Diskussion gestellt werden soll, muß vorher auf seine Richtigkeit, Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit eingehendst geprüft werden. Man muß vorher immer das Für oder Wider abwägen und hauptsächlich darauf Bedacht nehmen, ob der Antrag dem Gesamtinteresse der Landwirtschaft dient. Solche Gedanken bereitet man aber nicht in der Hast, nicht unter den Mühen und Sorgen des Alltags vor. Bei einem Gang ins Feld — aber beileibe nicht, wenn man Steuer oder Zinsen zahlen geht, wenn man eine Fuhre Getreide um billiges Geld verkaufen oder Betriebsmittel um teures Geld kaufen mußte — befasse man sich recht lebhaft mit solchen Gedanken, mit den vermutlichen Ursachen des Verfalles unserer Landwirtschaft und damit, wie der Landwirtschaft geholfen werden könnte, wobei aber selbstverständlich der Gedanke der Selbsthilfe, der im Genossenschafts- und Vereinswesen seine Grundlage hat, immer die Oberhand behalten muß. Solche Gedanken freilich brauchen, wie jede schwierige Arbeit und Entscheidung,

Folge 15 vom 9. April 1933 des „Ostdeutschen Volksblattes“ wurde wegen des Artikels „Was geht in . . .“ beschlagnahmt. Nachdem aus technischen Gründen eine Neu-Auflage dieser Folge nicht möglich ist, bitten wir alle unsere Bezieher, dies entschuldigen zu wollen.

Die Romanfortsetzung von Folge 15 liegt der heutigen Folge 16 bei.

Die Redaktion.

genügend Zeit zur Überlegung, Prüfung und Erwägung. Nun ist aber „Zeit" bei den einen im schweren Kampf ums Dasein, im Kampf um die Erhaltung der Scholle, bei den anderen im rastlosen Jagen nach zweifelhaftem Glück und Reichtum zu einem recht verworrenen Begriff geworden. Jeder glaubt, er kommt irgendwie zu kurz, wenn er nicht mithastet mit den anderen. Wie sollen unter solchen Umständen klare, vernünftige, schöpferische Gedanken entstehen können? Und so versäumt gerade der am meisten, der am ärgsten hastet, denn er verliert die ruhige Überlegung, und er hastet am Glück, am Vorteil vorbei dem Abgrund entgegen. Man braucht nur die Augen und Ohren offen zu halten, und man kann täglich solche Tragödien erleben.

„Zeitlassen" mit diesen Worten begrüßen sich gegenseitig die Landbewohner einiger Alpenländer. In diesen Worten steckt viel tiefer Sinn, wenn auch der Gruß gedankenlos meist hergesagt wird. Mancher, besonders aber der Fremde, dem der Gruß ungewohnt ist, denkt über dessen Sinn doch ernsthafter nach und kommt schließlich zu Erkenntnissen die sich sicher nicht nachteilig im gesamten Gesellschafts- und Wirtschaftsleben auswirken. Ich selbst muß zugeben, daß die Arbeit, die ich alltäglich in der üblichen Weise oder in der Hast und Aufregung leiste, nicht die bessere ist. Die bessere, aufbauende Arbeit hebe ich mir auf für meine freien Stunden, wenn ich allein sein kann, wenn mich niemand stört und wenn ich den Gedanken ohne äußere Hemmungen freien Lauf lassen kann. Solche Gedanken sind dann auch natürlicher, wahrer und überzeugender. Die alltägliche Arbeit, d. h. die Pflichtarbeit, betrachte ich als eine weiterbauende. So oder ähnlich sollte es jeder machen, der ernsthaft gesonnen ist, sich aus dem Alltäglichen herauszuheben und unserer Wirtschaft wahrhaft zu dienen.

Kritik, welche auf solchen Grundsätzen fußt, die mit Bedacht und Überzeugung wahrhaft verbessernd und fördernd ausgeübt wird, ist immer gut und notwendig. Sie zu üben am rechten Ort, ist eines jeden Pflicht; sie sei, sofern es sich um die Wirtschaft handelt, immer nur sachlich und werde nie persönlich! Ich habe es in meiner langjährigen Praxis schon oft erleben müssen, daß durch die Austragung persönlicher und parteipolitischer Differenzen in den landw. Berufsversammlungen schon manche wirtschaftswichtige Organisation zertrümmert worden ist. Man halte also die Behandlung persönlicher und parteipolitischer Gegensätze unter allen Umständen fern von unseren Wirtschaftsorganisationen und nehme auch hierauf Bedacht bei der Kritik. Jenen, mit denen man mit Berechtigung unzufrieden zu sein glaubt, sage man die Meinung besser unter vier Augen, das gibt weniger Verdruß und ist oft auch heilsamer, wenn sie nicht schon ganz unverbesserlich sind.

Für vernünftige und sachliche Kritik am rechten Ort werden die verantwortlichen Führer der Wirtschaft nur dankbar sein. Fürchten sie aber die Kritik, dann eignen sie sich nicht zu Führern, was ihnen rechtzeitig gehörig begreiflich zu machen ist, wenn sie es nicht selbst begreifen wollen. Wirklichen Führern aber, mit denen man zufrieden ist, mache man das Leben nicht unnütz sauer. Man unterbreite ihnen nur Anträge, die Wert haben und die sie vertreten können. Also, erst überlegen und prüfen und dann handeln!

Ich komme zum Schluß und gebe mich der Erwartung hin, daß das eine oder andere Wort meines Aufsatzes doch Gehör findet, und das genügt mir. Wenn immer etwas von den vielen und guten Aufsätzen, die schon andere geschrieben haben, haften bleibt, ist das schon ein Erfolg, denn viele Wenig geben schließlich auch ein Viel.

mir weit glücklicher vorkomme als sonst. In zehn Wochen haben wir noch kein Pfund Zucker verbraucht und eben ein halb Pfund echten Kaffee. Wenn ich nicht mit den vielen Interessen zu kämpfen hätte, so befände ich mich eigentlich bei dieser häuslichen Armut sehr behaglich. Es ist, als ob wir uns allesamt lieber hätten und nähergekommen wären, und jeder sorgt für des andern Groschen, als wären's Thaler."

Düngung und Volksernährung auf der 39. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft

Berlin 20. bis 28. Mai 1933.

Eines der wichtigsten Ziele unserer Wirtschaftspolitik ist das Bestreben, die Ernährung des deutschen Volkes aus der heimischen Scholle wieder sicherzustellen, den Nahrungsmittelbedarf des deutschen Volkes dem deutschen Boden mit deutscher Arbeit abzuringen. Für alle Glieder unserer Volksgemeinschaft ist es daher lebenswichtig, sich mit den Mitteln und Wegen vertraut zu machen, die zu diesem Ziele führen. An erster Stelle steht dabei die Zufuhr der für die Pflanzenernährung unerläßlichen Kernnährstoffe in Form von Handelsdüngern, durch deren Verwendung die Erträge jetzt so weit verbessert worden sind, daß die Notwendigkeit einer Einfuhr von Lebensmitteln kaum noch besteht. Auf der Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Berlin wird daher die Sonderschau der deutschen Düngerindustrien nicht nur dem Landwirt, dem Siedler, dem Gärtner und Gartenliebhaber, sondern auch allen Kreisen der städtischen Verbraucherschaft vieles Lehrreiche und praktisch Verwertbare bieten.

Ein unter Verwendung lebender Pflanzen aufgebautes märkisches Landschaftsbild veranschaulicht die außerordentliche Steigerung der Ernteerträge, die wir der Anwendung der Handelsdünger verdanken. Für den städtischen Verbraucher von noch unmittelbarerem Interesse ist eine Ausstellung von landwirtschaftlichen und gärtnerischen Erzeugnissen, an denen der Einfluß der Handelsdünger auf die Qualität gezeigt wird. Nicht selten trifft man in den städtischen Kreisen noch die irrige Meinung an, daß die mit Hilfe der Handelsdünger erzielten Ernteteigerungen auf Kosten der Güte der landwirtschaftlichen und gärtnerischen Erzeugnisse vor sich gegangen seien. Eine Besichtigung der in der Sonderschau der deutschen Düngerindustrien ausgestellten Erzeugnisse wird jedermann überzeugen, daß das gerade Gegenteil der Fall ist, daß erst eine sachgemäße und reichliche Ernährung der Pflanzen mit den Nährstoffen Stickstoff, Phosphorsäure, Kali und Kalk in Anpassung an die jeweiligen Bodenverhältnisse und die besonderen Ansprüche der einzelnen Pflanzenart eine gesunde Entwicklung und vollkommene Ausbildung der Pflanze ermöglicht.

Die in Sonderausstellungen gezeigten Modelle der Bergwerks- und Fabrikanlagen der Düngerindustrien vermitteln dem Besucher ein anschauliches Bild von dem Werdegang dieser wichtigen Hilfsstoffe des Landwirts.

Aus Zeit und Welt

Staatshaushaltsplan in Kraft gesetzt

Das Gesetz über den Staatshaushaltsplan für das am 1. April begonnene neue Finanzjahr 1933/34 ist im Staatsgesetzblatt „Dziennik Ustaw" am 31. März veröffentlicht worden und damit in Kraft getreten.

Das Heilige Jahr eröffnet

Das Heilige Jahr ist Samstag, den 1. April, mittags vom Papst feierlich eröffnet worden. Schon zwei Stunden vor Beginn der Zeremonie sammelte sich auf dem Petersplatz eine gewaltige Menschenmenge. Für den Festraum wurden über 30 000 Karten ausgegeben.

In der zu einem großen Festsaal umgewandelten, mit kostbaren Teppichen und Tüchern ausgelegten Vorhalle spielte sich die symbolische Handlung der Oeffnung der Heiligen Pforte ab. Unter immer stärker anschwellendem Gesang, der schließlich den weiten Raum erfüllte, wurde der Heilige Vater auf dem golddurchwirkten roten Sessel zu dem neben der Porta Sancta aufgestellten Thron getragen. Während die Glocken der Peterskirche und alle Glocken Roms einstimmten, schritt Pius XI. langsam zur Heiligen Pforte, pochte dreimal mit seinem goldenen Hammer gegen die Tür und sprach die ritualen Worte: „Aperite mihi portas justitiae" (Oeffnet mir die Tore der Gerechtigkeit). Das heilige Tor öffnete sich lautlos. Unter Gebeten wurde die Schwelle mit geweihtem Wasser besprengt, und betend durchschritt der Papst allein und als erster die Heilige Pforte. In Begleitung der gesamten Geistlichkeit hielt dann der Papst seinen feierlichen Einzug in St. Peter, wo er der versammelten Menge den Apostolischen Segen erteilte und damit das Heilige Jahr eröffnete.

Ein Trost — und gar kein schlechter

In gegenwärtiger Not von früherer Notzeit zu hören, dürfte im allgemeinen nicht sehr tröstlich sein. Es gibt höchstens etwas Weitblick und die erneute Bestätigung, „daß ist alles schon dagewesen". Aber wie unsere Urgroßeltern ihre Armut zu tragen wußten, wie der allgemeine Niedergang die Familie einander näherbrachte, wie sie sich ein kleines persönliches Glück zu sichern verstanden, das dürfte auch für uns Heutige ein Auftrieb sein.

Die nachstehenden Schilderungen der Elendszeit, die mit dem unglücklichen Kriege 1806/07 über Deutschland hereinbrach, sind den Briefen Charlotte von Steins und ihres Sohnes Karl entnommen. Kündigung von Geldern, Kriegssteuern, Teuerung, das Daniederliegen der Landwirtschaft und Mangel an Absatz mußten verzweifelte Zustände herbeiführen. Unter ihnen hatte Karl von Stein in Kochberg schwerstes zu leiden. Man hatte ihm Wagen, Ackergäule und auch die Knechte weggenommen. Aber mit seiner prächtigen Frau hielt er allen Nöten stand. Und obgleich sie jetzt nur noch Möhrenkaffee tranken und Schwarzbrot aßen statt der gewohnten Semmel, und zu Fuß gingen statt zu fahren und zu reiten, war ihnen ihr Kochberg das glücklichste Winkelchen der Erde. Die Frau führte ihre Wirtschaft, obgleich sie kein Geld bekam, mit Besonnenheit und weiser Sparsamkeit, freundlich und ruhig. — „Meine Frau ist mir dadurch um 50 000 Taler lieber geworden," schrieb Karl, „denn sie benimmt sich so hübsch dabei, und die Kinder sind so zutuhlich und sparsam, daß ich

Aus Stadt und Land

Fröhliche Ostern
wünschen allen Lesern und Freunden
Verlag und Redaktion.

Hohenbach. Brandunglück. In der Nacht vom 30. auf den 31. März 1933 ist in Hohenbach ein Großfeuer ausgebrochen, dem zwei Wohnhäuser, 13 Scheunen und 5 Ställe sowie eine Menge Maschinen und sonstige Ackergerätschaften zum Opfer gefallen sind. Der Schaden wurde auf rund 40 000 Zloty geschätzt, der nur zum geringen Teile durch Versicherungen gedeckt werden wird. Ein Haus samt Stall und Scheune gehörten einem Polen, eine Scheune einem Juden, sonst sind evangelische Glaubensgenossen betroffen worden. Der Brand wütete in den Wirtschaften des südwestlichen Teiles von Hohenbach und ist höchstwahrscheinlich durch böswillige Brandlegung entstanden. Das Feuer ist entweder an der Rückseite der Scheune des Heinrich Stallmann (Nr. 55) oder in der angrenzenden Scheune des Juden Wiesenfeld ausgebrochen und verbreitete sich einerseits nach Süden und erfaßte die Scheune des Jakob Schön (Nr. 57) sowie die Schindelsche Realität, andererseits raste der Brand mit ungeheurer Geschwindigkeit nach Norden und vernichtete die Scheunen und teilweise die Ställe bis an die Kirche, so daß die Wirtschaften Wröbel (Nr. 54), Zimmermann Eduard (53), Zimmermann Johann (52), Jakob Müller (51), Frau Hormann (50), Senft Leopold (49) und Senft Edmund (48) stark betroffen wurden. Am meisten geschädigt

ist Heinrich Stallmann, der auch alle Maschinen verloren hat. Die Hitzewelle war so stark, daß sogar viele Fensterscheiben an der Westseite der Kirche gesprungen sind. Glücklicherweise herrschte kein stärkerer Wind, trotzdem gerieten mehrere weitere Scheunen durch Funkenflug und herabsausende lodernde Dachfackeln in Brand, doch konnte das beginnende Feuer noch rechtzeitig auf den Scheunendächern bei Theodor Rudolf (Nr. 44), Lehrer Hans Rudolf und Hans Müller (35) gelöscht und weiteres noch größeres Unglück verhütet werden. Auch ist vor allem verhindert worden, daß das mit Stroh gedeckte Haus der Frau Hermann in Brand geraten ist, was ebenfalls den Brandherd eindämmte, da sonst das Feuer auch auf die Osthälfte Hohenbachs hätte übergreifen können, wodurch ebenfalls ungeheurer Schaden entstanden wäre. Die zahlreich auf dem Brandplatze erschienenen Feuerwehren mußten sich bei dem herrschenden Wassermangel auf die Lokalisierung des Feuers beschränken. Die Motorspritze aus Mielec blieb leider infolge Raddefektes auf dem schlechten Straßenstück kurz vor Hohenbach stecken. Das Auto mit dem Mielecer Starosten ist jedoch bis Hohenbach gekommen, und der Herr Starost hat seine Hilfe versprochen. Infolge der Hitze erlitt beim Retten von Ackergeräten Eduard Zimmermann (53) Brandwunden im Gesicht und am Halse sowie an der Hand und am Fuße; auch Jakob Schön hat sich die Hände verbrannt. Das Vieh konnte noch rechtzeitig gerettet werden, doch sind alle Futtermittel verbrannt. Die 77 Jahre alte kranke Frau Herrmann, die aus ihrem vom Feuer bedrohten Hause fortgetragen wurde, hat den Brand ihrer Scheune zum dritten Male erlebt, und zwar schon im Jahre 1887, als ebenfalls diese Südwestecke Hohenbachs einem Feuer zum Opfer gefallen ist, und später einmal durch Blitzschlag. Der vorletzte große Brand hat in Hohenbach im Jahre 1919 gewütet, der seinerzeit im nördlichen Teile zu beiden Seiten der Straße ebenfalls großen Schaden angerichtet hat. Das Presbyterium in Hohenbach hat bereits als erste Hilfe an alle vom Brande Betroffenen Stroh und Futtermittel verteilt. **Unterstützungen nimmt gern entgegen das Presbyterium der evangelischen Gemeinde in Hohenbach-Czermin, kol. p. Czermin, koło Mielca.**

Kaisersdorf. (Ortsgruppe des V. d. K.) Erfreulicherweise ist in dieser großen Gemeinde auch die stärkste Ortsgruppe des Verbandes deutscher Katholiken in der Wojewodschaft Lemberg. Hier redet die Tatsache am deutlichsten, daß berufene Führer auch ihre Plätze ausfüllen, an die sie der Wille aller Mitglieder gestellt hat. Die diesjährige Jahresversammlung der Ortsgruppe sprach Herrn Johann Hobler volles Vertrauen aus, berief denselben wieder zum Vorsitzenden. In der Tätigkeit der Ortsgruppe beschränkt man sich nicht auf Vorstandssitzungen, Versammlungen, Veranstaltungen, sie umfaßt viele wesentliche Gebiete im Dorfleben, die merklichen Fortschritt erkennen lassen. Dazu gehört auch die 207 Bücher zählende Ortsgruppenbücherei. Von Herrn Hobler gut geleitet, sorgfältig und gewissenhaft an einzelnen Listen geführt, kann zu jeder Zeit genau der Stand derselben überprüft werden. Es macht dem Leser auch Freude, wenn er über die einzelnen Bücher beraten, aufgeklärt, unterwiesen wird; dadurch fördert man merklich die Lust der Leser und die Freude am Buche. Die Lesezahl ist tatsächlich größer als in anderen Gemeinden.

Die Jahresversammlung hatte viele Leute ins Gemeindehaus gerufen. Der Saal war trotzdem nicht bis auf den letzten Platz besetzt. Gut beteiligt war die Jugend, die unter allen Altersstufen zahlenmäßig am stärksten vertreten war. Heil der dortigen jungen Schar! Die vordersten Reihen nahmen diesmal die Frauen ein, die sonst immer etwas zurückhaltender waren; an letzter Stelle haben die Männer das Wort, viele scheuten den Besuch der Versammlung, um nicht ein neues Amt übertragen zu bekommen, das bekanntlich Pflichten auferlegt und tatkräftiges Mitwirken verlangt. Wer jedoch im V. d. K. arbeiten will, braucht nicht erst gewählt zu werden, sondern erkennt seine Aufgaben und dient der guten Sache.

Um auch einen Einblick in die wirtschaftliche Lage der Ortsgruppe zu gewinnen, sei angeführt, daß 187,62 Zloty eingenommen und 153,43 Zloty verausgabt wurden. In der Kasse verbleiben 33,59 Zloty.

Rege war die Aussprache über den gehaltenen Vortrag: Presse, Kalender, Buch, mögen auch die Früchte nicht ausbleiben. Die Bezieherzahl des „Ostdeutschen Volksblattes" in Kaisersdorf müßte mindestens um das Zehnfache steigen, es ist doch unser Blatt, erscheint in unserer engeren Heimat, erzählt aus anderen deutschen Siedelungen, mit denen wir doch eng verbunden sind. Soll uns das nicht fesseln? Der Entschluß wird nicht schwer fallen, sofort die Anmeldung bei der Schriftleitung, Lwów, Zielona 11, zu besorgen und ständige Bezieher bleiben. Auf zur Tat!

Stryj-Bolechów. Gerhart Hauptmann-Akademie. Am 12. Februar l. J. veranstaltete die Stryjer Liebhaber-Bühne eine sehr gelungene Gerhart Hauptmann-Akademie in Stryj, die eine Woche später in Bolechów wiederholt wurde. Es galt diese Akademie dem greisen Hauptmann, dem großen deutschen Dramatiker der Gegenwart und sollte schon im November vorigen Jahres stattfinden. Doch die Vorbereitungen erforderten mehr Zeit, dann konnte in den Weihnachtsferien nicht geprobt werden — und daher kam die Verspätung und die Verlegung der ganzen Feier. Eingeleitet wurden beide Veranstaltungen mit einem Vortrag des Stryjer Pfarrers Emil Ladenberger, der Gerhart Hauptmann als Dramatiker würdigte und auf die E'genart hinwies, die dessen Dichtungen charakterisiert. Mehr durch realistische Wiedergabe der Lebensereignisse als durch Idealisierung wahrer Heldengestalten will der Dichter ein Lehrer der Menschheit werden, und so bringen seine Dramen mehr Erzählung als Handlung. Dann besprach der Vortragende das Drama „Einsame Menschen", welches zur Aufführung gelangte. Das Stück selbst gelang über Erwarten sehr gut. Die Spieler gaben sich die beste Mühe, sie beherrschten ihre Rollen tadellos und befriedigten vollends Publikum und Spielleiter. Das junge Ehepaar Vockerat gaben Frl. Alma Wagner und Herr Gottlieb Damm; die erstere Rolle fiel in der Schlußpartie in Bolechów wesentlich besser aus als in Stryj, sie war wiederum im Gespräch mit der Mutter besser in Stryj. Herr Damm beherrschte seine Rolle ganz erstklassig, spielte aber in Stryj besser als in Bolechów; die einwöchentliche Pause mit nur einer Probe brachte mit sich eine kleine Nervosität, die aber vom Publikum sonst wahrscheinlich nicht festgestellt wurde. Beide, gewandt in Dialogen und Handlungen, standen sonst auf der Höhe ihrer Leistungen und ernteten auch von den Zuschauern und Zuhörern den verdienten Beifall. Anna Mahr und Braun wurden von Frl. Else Mitschke und H. Lehrer Walter gegeben. Auch diese beiden Spieler standen den Erstgenannten gar nicht nach. Frl. Mitschke gab die Rolle der Studentin schneidig und sicher und Herr Lehrer Walter spielte mit Treue und Verständnis den Braun. Eine sehr gute Besetzung hatten die alten Vockerats: Frl. Marie Trapp und Herrn Theo Anweiler. Beide sind konkurrenzlos in ihren Darbietungen als alte Leute. Sowohl der Schreck und das Entsetzen als auch die Überraschung und große Freude fanden bei beiden Spielern eine treue Wiedergabe. Die Rollen der Frau Lehmann und der Hökerfrau wurden von Frl. Anny Berges gegeben. Die Rollen waren kurz, aber originell; Frl. Berges spielte geschickt und zufriedenstellend, allerdings fiel die Frau Lehmann in Bolechów besser aus. Herr Theologe Oskar Daum trat zweimal auf, einmal als Pastor Kollin, dann als ein Bahnwagenschieber. Pedant hat dieser Spieler seine Rollen einstudiert und ebenso genau wiedergegeben. Das Hausmädchen — Frl. Marie Walter — im Spiel in Stryj, in Bolechów Frl. Spieß — trug wesentlich zum Gelingen des Stückes bei und verdient hier und dort den Dank der Liebhaberbühne. Es ist gerade sehr schwer, die kleinen Rollen gut zu besetzen, denn jeder spielt lieber die schöneren und wichtigeren, um so erfreulicher ist es, daß wir doch auch für diese kleinen und oft stummen Rollen bescheidene und demütige Spieler finden, die mit großer Treue diese Kleinarbeit leisten. Die Abende fielen sehr gut aus, und war auch manchmal durch die allzulangen Dialoge des Dramas die eine und die andere Stelle etwas blaß gewesen, so hat es der Spielleiter verschuldet, der einige Partieen aus dem Stücke ganz gut hätte weglassen können, um die Handlung im Drama frischer zu gestalten. Der Besuch war gut, in Stryj wohl besser, der Reingewinn kam dem Gemeindehause in Stryj zu gute.

Ludwikówka. Einen herrlichen Ausblick auf die Karpathenberge gewährt jedem Besucher die sehr schön angelegte deutschböhmische Siedlung Ludwikówka. Die gesunde Luft, die schönen reinen Wohnungen der fleißigen Ludwikówkaer und schließlich auch das rauschende und schäumende Wasser des Swicaflüßchens locken jedes Jahr eine beträchtliche Zah von Sommerfrischlern aus Lemberg und anderen Gegenden in die über 100 Nummern zählende deutschkatholische Siedlung, um ihnen hier in dieser herrlichen Panoramalandschaft Ruhe und Erquickung nach den anstrengenden Arbeiten angedeihen zu lassen. Betrachten wir die Bewohner der Gemeinde Ludwikówka selbst, so werden wir kräftige körperlich schön ausgewachsene, eher kleine als große Männer und Frauen antreffen, denen der scharfe Wind und der stete Aufenthalt im Freien die Backen stark röteten. Kränkliche und schwache Körper sind hier eine Seltenheit, obwohl die Nahrung bei vielen keine glänzende und in vielen Familien das Brot eine Seltenheit ist. Dies mag vielleicht auch die Hauptursache sein, daß die Verbandsidee der deutschen Katholiken in den Herzen der Ludwikówkaer keine tieferen Wurzel fassen will. Jahr für Jahr schließt die hiesige Ortsgruppe des V. d. K. ihren Tätigkeitsbericht mit dem kläglichen Satze: „Auf dem kulturellen Gebiete haben wir keine Fortschritte zu verzeichnen. Die diesjährige Jahreshauptversammlung der Ortsgruppe Ludwikówka fand am 12. März 1933 statt und war mittelmäßig besucht. Es wurde sehr bedauert, daß die Mitglieder ihrer Pflicht in keiner Hinsicht nachgekommen sind und stets warten, daß ihnen der Verband alles leiste. In der Neuwahl des Vorstandes, die mittels Zuruf erfolgte, wurde wieder Herr Eduard Wendelberger zum Vorsitzenden gewählt. Zeitschriften werden in dieser großen Siedlung überhaupt keine gelesen. An den veranstalteten Ortsgruppenversammlungen und Liederabenden nimmt die Jugend sehr schwach teil. Im allgemeinen kann man von dem sonst fleißigen, reinen und friedlichen Völkchen in Ludwikówka sagen, daß es auf dem kulturellen Gebiete einen sehr tiefen Schlaf hält und, weil es etwas leichtsinnig ist, nur sehr schwer zu erwecken sein wird. Es wäre nur höchst wünschenswert, wenn das Erwachen bald eintreten könnte und alt und jung beiderlei Geschlechts in Ludwikówka sagen würde: „Auf, auf, wir wollen auch geistig leben."

Rätselauflösungen

Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 3 Pause, 8. Osaka, 11. Reichsrat, 12. Reims, 14. Gneis, 16. Manet, 17. Kauri, 19. Lasso. 20. Ariel, 22. Dogma, 24. Adele, 27. Eidechsen, 28. Russe, 29. Trave.

Senkrecht: 1. Oper, 2. Maus, 4. Uri, 5. Semiramis, 6. Eis, 7. Thea. 8. Orgel, 9. Santander, 10. Ate, 13. Erato, 15. Insel, 18. Irade, 21. Elch, 22. Dorn, 23. Ges, 24. Ast, 25. Ena, 26. Efeu.

Der Fluß als Vorbild.

Entspringen.

Silbenkreuz.

Rosa, Kabel, Säge, Adel, Rodel, Sage, Karo, Säbel, Arosa, Abel, Gero.

Menetekel (Sprichworträtsel).

Alte Liebe rostet nicht.

So ist das Leben . . .

Vergehen.

Kettenrätsel.

Bertram — Rampe — Peri — Riga — Gaza — Zabern — Bernstein — Steinmetz — Metzger — Gerste — Stephan — Phantom — Tommy — Mythe — These — Seal — Albert.

Besuchskartenrätsel.

Architektur.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen

vom 30. 3. bis 5. 4. 1933 privat 8.8775—8.88.

2. Getreidepreise unterlagen keinen wesentlichen Änderungen. Tendenz fallend. Schwaches Interesse.

3. Molkereiprodukte u. Eier im Großverkauf.

30. 3.—5. 4. 1933 Butter; — Block, 3.40 zł, Kleinpackg. 3.60 zł, Milch 0,20 zł Sahne 24% 1.— zł, Eier Schock 3.40 zł.

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Lwów, Chorążczyzna 12.

Die Gummischuhe

William Burtons reichhaltiges Lager an Gummischuhen befand sich im 42. Stockwerk des Wolkenkratzers. Er selbst war noch im späten Nachmittag mit der Durchsicht seiner Bücher beschäftigt, das Haus war sonst schon vollkommen verlassen, als im 31. Stockwerk unbemerkt Feuer ausbrach, sich rasch verbreitete, und als es bemerkt wurde, stand bereits der Mittelteil des riesigen Geschäftshauses in Flammen. Feuersirenen schreckten Burton auf. Er sprang ans Fenster, sah das Feuer unter sich, eilte zur Tür zurück und erkannte das Aussichtslose, sich mit dem Fahrstuhl noch retten zu können. Da hatte er blitzhaft eine kühne Idee. Er hatte Schuhgröße 38. Er holte sich Gummischuhe aus dem Lager von Größe 38 bis 56 und streifte diese, einen über den anderen, über seine Füße, so daß diese mächtige Gummiballen bildeten. So bewaffnet, bestieg er herzklopfend den Fenstersims, hielt sich krampfhaft am Holzkreuz fest und machte sich durch Zeichen bemerkbar. Seine Gummibeine hingen bereits draußen im Freien.

Inspektor Morlake bemerkte als erster den armen Burton, Feuerwehrleute spannten auf sein Geheiß ein mächtiges Sprungtuch aus. Das Publikum ringsum erstarrte in Entsetzen. Burton verrichtete ein stilles Gebet und sprang ab. Er sprang mitten in das Sprungtuch hinein, doch die Elastizität der Gummischuhe war so ungeheuer, daß er mit zischendem Geräusch wieder hinaufschnellte, und zwar bis zur Höhe des 60. Stockwerks. Dies wiederholte sich nun dauernd. Auf Grund der vorzüglichen Gummischuhe erreichte der arme Burton immer größere Höhen. Nach dem dreizehnten Zurückschnellen hatte er ungefähr die 1000-Meter-Höhe erreicht. Mediziner im Publikum meinten, er müsse bereits bewußtlos sein. Womit sie Recht hatten. Da entschloß sich Inspektor Morlake zu einer neuen Tat. Riesige, schräg stehende Feuerwehrleitern wurden mit Brettern benagelt, und während Burton unfreiwillige Höhenrekorde aufstellte, wurden diese Leitern in die Absturzbahn geschoben. Man nahm an, Burton würde daran abrutschen und dann friedvoll in dem unterhalb der Leitern ausgebreiteten Sprungtuch landen.

Aber weit gefehlt. Als Burton auf seiner sausenden Niederfahrt aus nun ungefähr 1500 Meter Höhe mit den Gummiballen auf die schräge Fläche aufprallte, schoß er im hohen Bogen seitlich über Wolkenkratzer und Schornsteine hinweg, irgendwo in das ahnungslose, amerikanische Land hinaus. Seine arme, unglückliche Frau setzte eine hohe Belohnung für die Auffindung ihres Gatten aus. Eine Suche hob an, wie sie in der Geschichte der amerikanischen Nation noch nicht dagewesen war.

Zwanzig Jahre später zogen deutsche Auswanderer unter Führung bewährter Scouts durch die Rocky Mountains. Landsuchend stiegen sie in das Tal des Dorado hinunter. Der Führer setzte das Glas an die Augen. Er reichte es den übrigen Männern des Zuges. Dann sahen sich alle merkwürdig an, denn in einem Seitengang des Tales bewegte sich etwas, immer auf und nieder. Sie ritten kundschaftend näher an dieses eigenartige Etwas heran und erkannten zu ihrem Entsetzen ein menschliches Gerippe, an dessen Füßen Gummischuhklumpen hingen, und das immer langsam auf und nieder wippte. Sie wandten sich mit Grauen ab, setzten ihren Pferden die Sporen in die Weichen und kehrten nie wieder in dieses Tal zurück.

Das ist die Geschichte, die die große amerikanische Gummischuhfabrik von Eduard Meyer in die Oeffentlichkeit gebracht hat, um durch sie die Elastizität und Haltbarkeit ihrer Gummischuhe eindringlichst zu beweisen.

Im Wald und auf der Heiden

Die Zahnbürstenpflanze

In Westindien wächst eine Pflanze, die von den Eingeborenen zum Reinigen der Zähne benutzt wird. Aber nicht nur bei asiatischen Völkern, die von der europäischen Kultur noch nicht betroffen sind, trifft man diese Methode an, in Rheinhessen, im Rheingau und auf dem Westerwald benutzt die Landbevölkerung die Blätter der Gartensalbei, frisch vom Stengel gepflückt, zum Zähneputzen. Die Pflanze erfüllt ihren Zweck vollkommen durch ihre rauhe Behaarung. Außerdem hinterläßt sie einen erfrischenden Geschmack im Munde, weil sie einen bittersüßen Saft absondert. Der Salbei wird auch eine kräftige Heilwirkung bei Mund- und Halskrankheiten zugeschrieben.

—o—

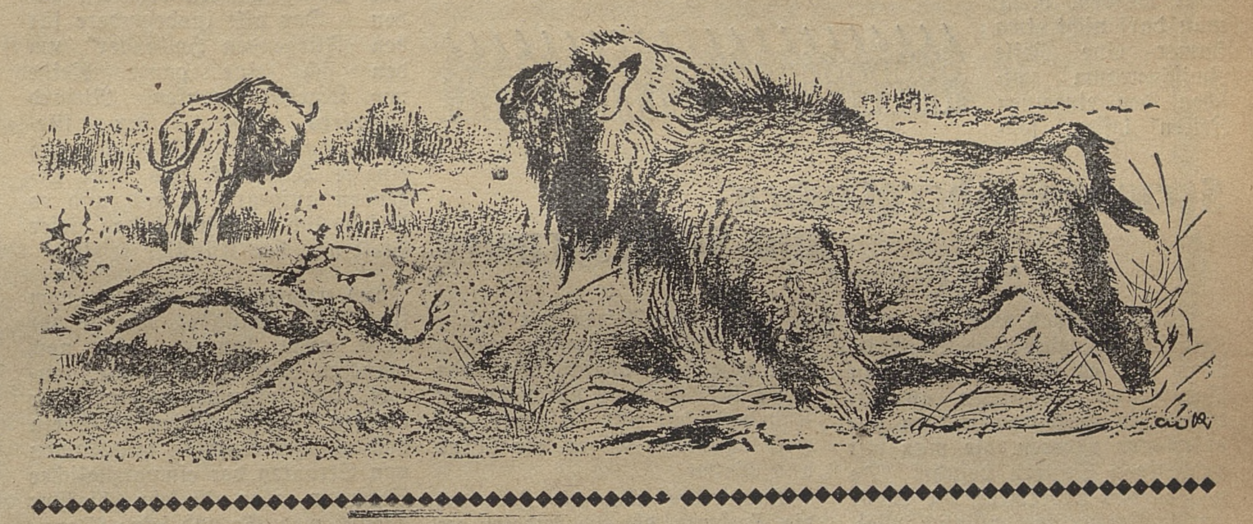
Schwanzblumen

Dieser Name, obwohl recht eigenartig, ist doch sehr bezeichnend für die Pflanzengattung, die der Botaniker Anthurium nennt. Die Blüte erhebt sich in den Winkeln der Blätter schmal und gerade oder auch geringelt wie der Schwanz eines Tieres. Die Heimat dieser Pflanzen ist das tropische Amerika, wo sie in 200 verschiedenen Arten vorkommen. In Europa werden sie hauptsächlich in Glashäusern gezogen, da sie zu ihrer gedeihlichen Entwicklung feuchtwarme Luft brauchen. Es ist also ziemlich schwierig, die Pflanze in einem normalen Zimmer zu halten. Die Kunst des Gärtners hat durch Züchtung viele neue Arten entstehen lassen. Manche Arten werden hauptsächlich der Blüte wegen gezogen, die durch ihre prächtigen Farben außerordentlich dekorativ wirkt. So zeigt „Scherzers Schwanzblume" tief dunkelgrüne Blätter, aber leuchtendrote und orangefarbene Blüten, die das ganze Jahr hindurch erscheinen und auch abgeschnitten und in Wasser gestellt sehr lange ihre volle Schönheit behalten. Andere Arten bevorzugt man wegen ihrer herrlich gezeichneten Blätter. Zu diesen gehört die „silbernervige Schwanzblume". Die samtartigen Blätter sind silberweiß geädert und sehen sehr eigenartig und fein aus.

—o—

Empfang des Sonntagsjägers

„Den Hasen willst du geschossen haben, Eduard das glaub ich nicht, da bammelt ja noch ein Zettel dran, was seh ich, 8 Mark 50, das ist natürlich viel zu teuer. Das nächste Mal werde ich den Hasen besorgen, du kannst das Kompott schießen, Eduard!"



Es geht wie gebuttert in Aachen . . .

Allerdings nur am 1. April!

O, war das eine schöne Idee, daß die Aachener Straßenbahn Butter machen soll! Vielleicht ist das Problem zu schön, um überhaupt einmal wahr zu werden . . .

Nein, damit wäre bestimmt zu viel behauptet, denn nach dem, was man neuerdings aus Amerika hört, ist der Tag, da einmal die Straßenbahnwagen Butter machen, vielleicht näher, als man es im Augenblick für möglich hält.

Das Schaukelprinzip für die Zwecke des Buttermachens ist unlängst tatsächlich von einem New-Yorker Erfinder aufgegriffen worden. Freilich in einer etwas anderen Form. Der amerikanische Schlaukopf, William O. Pernkins mit Namen, hat sich nämlich unter der Nummer 1 778 685 — laut Ausweis der amerikanischen Patentschrift — einen Schaukelstuhl (!) patentieren lassen, der unter dem Sitz ein Butterfaß enthält. Das Faß wird mit der Milch gefüllt und dann kann, bequem und behaglich wie sonst was, — gebuttert werden. Man setzt sich in den Schaukelstuhl, schaukelt urgroßväterlich hin und her, liest dabei die Zeitung oder raucht die Piepe und nach einer Weile hat die Milch konstante Formen angenommen. Allerdings darf bei dieser absonderlichen Erfindung eines nicht vergessen werden: der Deckel ist, bevor man im Schaukelstuhl Platz nimmt, unbedingt zu schließen, denn sonst würde man sich ungalanterweise in die Milch setzen.

Vom Schaukelstuhl zum buttermachenden Straßenbahnwagen wäre also nur ein ganz kleiner Sprung. So wirklich einer unsere Anregung wahrmacht, bitten wir im voraus um 33 Prozent Gewinnbeteiligung . . .

FÜR DIE JUGEND

Die Schreibmaschine kann auch zeichnen

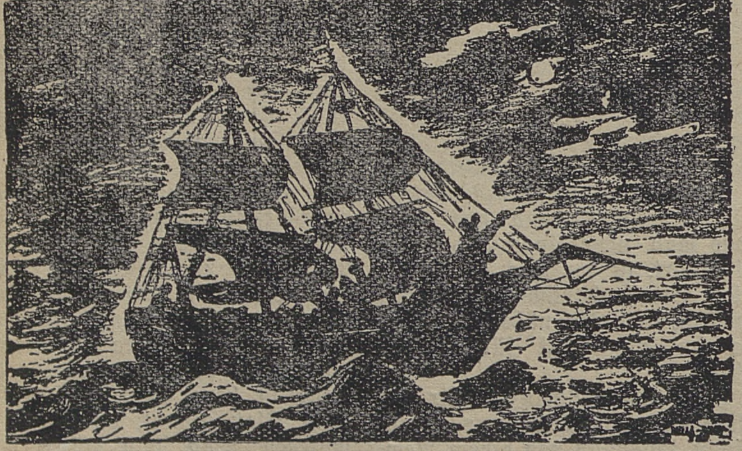
Schaut euch einmal die unterste Reihe dieser merkwürdigen Figuren an: eine schnurgerade Reihe von Soldaten mit geschultertem Gewehr. Diese hübsche Zeichnung ist, wie man bei genauerem Zusehen leicht erkennen kann, mit der Schreibmaschine gemacht worden. Man macht zuerst eine Reihe von &-Zeichen. Dann darüber Schrägstriche. Dann darunter ein kleines o neben dem andern. Darunter kommt ein kleines w, dann kommen Anführungsstriche, und zum Schluß wird das Ganze unterstrichen, genau so, wie es hier auch bildlich gezeigt wird. Die Walze der Schreibmaschine muß allerdings frei gestellt werden, d. h. man darf nicht etwa immer eine Zeile Zwischenraum zwischen den einzelnen Zeilen lassen, sondern ein Zeichen muß genau anschließend unter das andere gesetzt werden. Wer geschickt genug ist, wird sicherlich auch noch andere hübsche Zeichnungen auf der Schreibmaschine herstellen können.

&&&&&&&&&&&&&&&&&&&&&&&&&&&&

Seemanns-Aberglauben und Seegespenster

Von Hans Trautmann

Früher, ja, das war eine gute Zeit für abergläubische Seeleute. Was gab es da nicht alles an schwärzestem Verderben, an unheimlichen Gegenden in den unerforschten Meeren, die man mit primitiven Seglern befuhr! Da gab es das Lebermeer, die Stelle im Weltozean, wo plötzlich Wasser kein Wasser mehr war, sondern ein zäher, steifer Brei, in dem das Schiff rettungslos steckenbleiben, Mann und Maus unweigerlich verhungern mußten. Da gab es den Magnetenberg, der alle Schiffe anzog, auf den sie aufliefen und zerschellten. Da waren Strudel und Strömungen, bevölkert von teuflischen Wesen, von Koboldenund Tieren mit riesenhafter Kraft. Kurzum, wohin man auch sah, überall war das Meer besiedelt und durchsetzt mit Unheimlichkeit und Gefahren, die weit schlimmer waren als Wind und Wetter.



Der fliegende Holländer

Dann kam aber die Zeit, wo die Seeleute, die sich daheim am Ofen solch schauerliches Zeug zuflüsterten, mit den Elementen mehr und mehr Erfahrungen machten. Die Seefahrt wurde allmählich zu einer wirtschaftlich so dringenden Sache, daß keine Angst und kein Aberglaube der Welt die mutigen Seefahrer daran hindern konnte, zu fahren und zu entdecken. Und siehe da, je kühner die einzelnen Fahrer wurden, desto weniger unheimlich wurden sie. Es gab schon Schiffer, die Fahrten gemacht hatten, und nirgendwo waren sie ins Lebermeer geraten oder auf den Magnetberg gestoßen. Natürlich war das kein Beweis dafür, daß es die Gefahren überhaupt nicht gab. Immerhin stand es fest, daß Magnetberg und Lebermeer, wenn sie überhaupt existierten, nicht allzusehr zu fürchten waren.

Aber Seefahrt und Aberglaube gehören nun einmal unzertrennlich zusammen, und auch heute noch gibt es kaum einen Matrosen, der nicht abergläubisch wäre. Freilich, an den Magnetberg glaubt wohl niemand mehr, und auch eine Begegnung mit dem Klabautermann wird heute kein Seemann mehr fürchten. Aber es ist doch bemerkenswert, wie spät sich gerade bei den seefahrenden Männern noch manche Sagen und Spukgeschichten erhalten haben. Das gilt insbesondere für den „Fliegenden Holländer", um den sich eine ganze Reihe von Legenden ranken. Richard Wagners Oper „Der fliegende Holländer" ist nicht das einzige Dichtwerk, das diese Legenden aufgegriffen hat, und es ist sicherlich kein Zufall, daß dieser Stoff manchen Künstler reizte.

Die ursprüngliche Geschichte vom fliegenden Holländer, wie sie vor nicht allzu langer Zeit noch mancher Seemann erzählte, lautete etwa folgendermaßen: Vor einigen Jahrhunderten lebte ein holländischer Kapitän mit Namen van Straaten, der ein vorzüglicher Seemann, aber ein sehr schlechter Mensch war. Er und seine Mannschaft waren allgemein berüchtigt wegen ihres liederlichen Lebenswandels. Fluchen, Trinken und Raufen waren ihre Lieblingsbeschäftigungen, und manche schwere Untat hatten sie auf ihr Gewissen geladen.

So trieben es die wilden Gesellen jahrelang. Da verdammte Gott den Kapitän und seine Mannschaft und sprach einen fürchterlichen Fluch über sie aus. Ewig sollten sie auf ihrem Schiff durch die Weltmeere kreuzen, Angst und Schrecken um sich verbreitend, ohne daß ihre Seele Ruhe finden könnte. Einmal in hundert Jahren nur durfte der „fliegende Holländer" an Land, um ein reines, unschuldiges Mädchen zu suchen, das sich für ihn zu opfern bereit war. Erst dann sollte seine Seele und die seiner gottlosen Kameraden erlöst werden von dem gräßlichen Fluch.

Daß diese Gespenstergeschichte jahrhundertelang geglaubt wurde, liegt sicherlich zum großen Teil daran, daß tatsächlich hin und wieder ein Schiff von einer Begegnung mit einem herrenlosen Segler zu berichten wußte. Vielleicht war die gesamte Mannschaft einer tückischen Krankheit erlegen, vielleicht hatten Meuterei und Mord alles Leben ausgerottet — niemand wagte es, das geheimnisvolle Schiff näher zu untersuchen. „Der fliegende Holländer" — das war ein Schreckenschrei, der selbst Männern, die schon ein dutzendmal dem Tod ins Auge gesehen hatten, das Blut in den Adern gerinnen ließ.

—o—

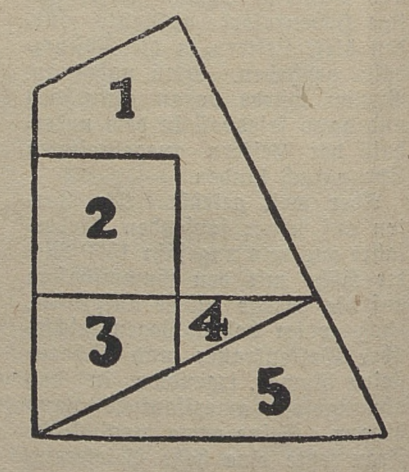
Allerlei Wissenswertes

Ohrenklingen. Bisweilen hört man, ganz ohne jeden Grund, jedenfalls ohne daß ein äußerer Anlaß für eine solche Gehörsempfindung vorhanden wäre, ein helles Klingen im Ohre, das manchmal aber auch längere Zeit anhält und dann sehr lästig wird. Das Ohrenklingen als Symptom einer Krankheit des Gehörganges soll hier nicht behandelt werden, sondern nur jenes vorübergehende Phänomen, welches jedem von uns bekannt ist.

Der Volksglaube hat für diese Erscheinung eine sinnige Erklärung gefunden. Es klingt uns im Ohre, wenn irgendwo in weiter Ferne jemand von uns spricht oder auch nur an uns denkt, und das Klingen hört sofort auf, wenn wir den Namen der betreffenden Person erraten. Die wissenschaftliche Erklärung ist viel nüchterner. Das Ohrenklingen kommt von einer Reizung der Gehörnerven, ist manchmal nervöser Natur oder wird durch vorübergehenden Verschluß der Ohrtrompete oder auch durch chemische Reizung, z. B. bei starken Salizyl- oder Chinindosen, hervorgerufen. Anhaltendes Ohrenklingen kann ein Zeichen beginnender Krankheit sein und sollte stets dazu anregen, einen Ohrenarzt zu Rate zu ziehen.

•

Mosaik-Rätsel



Aus den 5 einzelnen Teilen dieser Figur sollen ein Kreuz ein Quadrat, ein Rechteck und ein Dreieck zusammengesetzt werden. Wer kann's?

Achtung! 100 000 Mk. Belohnung!

Roman von Ernst Klein

Bisheriger Inhalt

Der Berliner Juwelier Paul Warberg, der mit seiner Frau ein glückliches Eheleben führt und eine geachtete Stellung einnimmt, ist in Wirklichkeit ein Verbrecher, der eine Reihe verwegener Einbrüche ausgeführt hat. Angestiftet wurde er hierzu von der bekannten Schauspielerin Lilly Eyrand, zu der er in einem Abhängigkeitsverhältnis steht. Mitwisser und -helfer ist ein gewisser Robert Thann. Auf Betreiben von Lilly hat Warberg nächtlicherweise aus der Villa des Kunstsammlers v. Natters eine ungemein wertvolle Perlensammlung geraubt. Hierbei schoß der maskierte Einbrecher den hinzugekommenen jungen Natters nieder, er selbst wurde auch durch einen Schuß verletzt. Mit Hilfe von Robert entkommt er jedoch. Den Angehörigen von Warberg wird erzählt, er habe einen Autounfall gehabt. Nur der behandelnde Arzt Dr. Leffler, Warbergs Schwager, erfährt die Wahrheit, gelobt aber Schweigen. Für die Herbeischaffung der Perlen hat die Gesellschaft, bei der sie versichert waren, 100 000 Mark Belohnung ausgesetzt. Warberg wird wiederhergestellt, auch der junge Natters kommt mit dem Leben davon. Die Polizei bemüht sich, Licht in den Perlenraub zu bringen. Sie hat ein anonymes Schreiben erhalten, worin sie aufgefordert wird, nachzuforschen, ob die Wunde Warbergs tatsächlich von einem Autounfall herrührte. Kommissar Fechner erscheint Warberg verdächtig und er sucht dessen Geschäft Unter den Linden auf.

(8 Fortsetzung).

Der Kriminalkommissar wurde Paul gemeldet. „Ich lasse bitten!“ sagte dieser. Er griff sich an Schläfen und Puls. Alles ruhig . . . In dieser Stunde, da die Gefahr an seine Tür klopfte, wurde er der alte. Nichts von Unsicherheit, Angst. Nur kalte Entschlossenheit. Er ging dem Besucher entgegen und reichte ihm die Hand. „Nehmen Sie Platz, Herr Kommissar!“

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie gleich jetzt — kaum, daß Sie wieder im Geschäft sind — mit meinen Sorgen belästige!“ fing Fechner an. „Es handelt sich immer noch um die Brillanten der Reichsgräfin Sarr. Es ist in Frankfurt am Main bei dem Juwelier Emanuel Kaiser ein Stein aufgetaucht, der, wenn mich nicht alles täuscht, aus dem gestohlenen Diadem stammt. Er hat achtzehn Karat, und die Gräfin Sarr, der wir ihn vorgelegt haben, glaubt, ihn wiederzuerkennen.“

Paul zeigte ein höflich interessiertes Gesicht. Nichts war ihm anzumerken. Dabei bohrte ihm der Gedanke durch den Kopf: Hatte Lilly zum ersten Male in ihrem Leben eine Unvorsichtigkeit begangen? Wie kam einer von den Steinen nach Frankfurt? Immerhin: Ausgeschlossen schien es nicht; die Wege der Hehler waren oft krumm genug. „Das ist eine angenehme Botschaft, Herr Kommissar,“ lächelte er. „Ich weiß aber eigentlich nicht, warum Sie sich die Mühe geben — — bitte, verstehen Sie mich nicht falsch! Ich freue mich immer, wenn ich Sie sehe . . . Aber ich kann mir einstweilen nicht erklären, warum Sie gerade mir diese Freudenbotschaft mitteilen.“ Sein Lächeln wurde liebenswürdiger und spöttischer. „Ich habe mit den Steinen wirklich nichts zu tun.“

Fechner lachte. „Sie haben ganz recht, Herr Warberg!“ gab er mit entwaffnender Gradheit zu. „Ich bin mir selbst nicht ganz klar darüber, warum ich ausgerechnet zu Ihnen komme. Sie können mir sicher die anderen Steine der Frau Reichsgräfin nicht wiederbeschaffen. Aber da ich Sie schon einmal in dieser Sache behelligte, hielt ich es doch für meine Pflicht. Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß wir endlich eine Spur haben. Ist Ihnen dieser Juwelier Emanuel Kaiser bekannt?“

„Selbstverständlich! Eine erstklassige Firma. Renommiert und gediegen. Ich glaube nicht, daß der alte Herr Kaiser einen Stein kauft, über dessen Ursprung er sich nicht vollkommen im reinen ist. Das muß schon ein sehr, sehr geschickter ‚Fachmann‘ gewesen sein, der ihm den Stein der Sarr angedreht hat. Achtzehn Karat sind kein Kiesel und kein kleiner Splitter. Verstehen Sie, Herr Kommissar?“

Fechner machte ein sehr betrübtes Gesicht. „Also doch gut, daß ich gekommen bin! Vielleicht wiegen wir uns in falschen Hoffnungen . . .“

„Es tut mir leid, Ihnen diese Enttäuschung bereiten zu müssen; aber wenn ich mir einen Rat erlauben darf, würde ich, speziell einer Firma wie Kaiser gegenüber, allergrößte Vorsicht empfehlen.“

Fechner erhob sich. „Auf jeden Fall danke ich Ihnen. Ihr Rat wird befolgt werden, Herr Warberg. Wenn ich nun schon einmal da bin, möchte ich Ihnen auch gratulieren, daß Sie wieder auf dem Damm sind. Ich wußte gar nicht, daß Sie ein Automalheur hatten.“

„Und was für eins, Herr Kommissar!“

„Es stand aber gar nichts in den Zeitungen —“

„Sie können sich vorstellen, daß ich während der ganzen Zeit wirklich nicht daran dachte, Reklame für mich zu machen. Wenn nicht irgendeiner von den Reportern sich hinter meine Erste Verkäuferin gesteckt hätte, würde kein Mensch von der Geschichte etwas erfahren haben. Ich bin kein Mann für die Oeffentlichkeit und liebe es nicht, mit meiner aufgerissenen Schulter für mein Geschäft Propaganda zu treiben.“

„Wie ist denn die Geschichte eigentlich passiert?“

„Gott, Herr Kommissar, wie passiert so etwas? Nirgends ist der friedliche und harmlos seines Weges ziehende Bürger größeren Gefahren ausgesetzt als auf der modernen Fahrstraße. Ich war mit meinem Freunde Thann in unserm Klub in der Fasanenstraße. Sie kennen doch den Klub? Unter uns gesagt: Es wird hier und da ein Spielchen gemacht, aber bis jetzt hat die hohe Polizei uns nur mit wohlwollenden Augen angeblickt . . .“

Fechner nickte lächelnde Zustimmung. „Wir wissen schon, wo wir allerstrengste Amtsmiene aufzusetzen haben. Den Klub kenn' ich natürlich. War selbst ein paarmal dort. Ausgezeichnete Austern!“

Paul fuhr fort: „Thann wollte mich nach meiner Wohnung bringen. Wissen Sie, ich habe zwar selbst einen Wagen, aber ich fahre nie damit. Er gehört meiner Frau. Ich lasse mich lieber fahren. Als wir an der Lietzenburger Straße in die Knesebeckstraße einbiegen wollten, raste uns ein anderes Auto entgegen. Ich glaube, der Führer muß betrunken gewesen sein; er fuhr wie wahnsinnig mitten auf dem Fahrdamm und konnte natürlich nicht mehr bremsen. Ich bekam den Hauptstoß und bin in die Windscheibe hineingeflogen. Bis wir abstoppten und Herr Thann mich halbwegs zusammengeklaubt hatte, war der Kerl verschwunden. Keine Ahnung, wohin. Wozu sollten wir

denn auch eine Anzeige machen? Zu ermitteln war ja der Mensch nicht. So hat Thann mich nach Hause gebracht. Sie können sich denken, daß meine Frau einen Mordsschreck kriegte. Aber es war nicht schlimm. Sie sehen: Ich bin wieder vollkommen im Lot!“

„Das sehe ich, Gott sei Dank! Da können Sie von Glück sagen, Herr Warberg!“

Fechner schüttelte dem Juwelier die Hand und ging. Bei all seinem diplomatischen Geschick fand er keine Möglichkeit, noch irgendeine andere Frage stellen zu können, ohne Verdacht zu erregen. Die Erzählung Warbergs hatte so natürlich, so frei geklungen, daß er am liebsten den anonymen Brief in den Papierkorb geworfen hätte. Der Außenstehende weiß ja nicht, wie sauer diese anonymen Briefschreiber dem Kriminalisten das Leben machen; sie komplizieren ihm die Arbeit, schicken ihn auf wilde Jagden, die oft in Lächerlichkeit enden. Immerhin —: Der Brief war da; und die Spur, auf die er wies, mußte verfolgt werden. Robert Thann! Das also war der Fahrer, der Komplice! Am Ende gar der Briefschreiber? Wie aber an ihn herankommen?

Und der Arzt, der Warberg behandelt hatte? Mit Herumziehen nud Zaudern und Zögern kam man nicht weiter. Auf der anderen Seite konnte ein unvorsichtiger Schritt zur Warnung für die Verdächtigten werden und alles von vornherein verderben. Zwei Möglichkeiten gab es: die Garage ausfindig zu machen, in der Robert Thann seinen Wagen stehen hatte, und durch genaue Beobachtung vor Warbergs Hause festzustellen, wer der Arzt war, da dieser doch immer noch den Patienten besuchen mußte.

Beides erwies sich als nicht schwer. Schon am nächsten Tage wußte Fechner, daß die Garage Robert Thanns, der in der Dahlmannstraße eine kleine, elegant eingerichtete Junggesellenwohnung besaß, auf dem Kurfürstendamm war. Die Angestellten wurden befragt, und ihre Aussagen ergaben nichts anderes als eine Bestätigung des Autounfalles. Fechner selbst konnte an einem frühen Morgen, ehe noch Thann den Wagen abholte, diesen in Augenschein nehmen. Er war vollständig repariert, neu lackiert, und man sah ihm die Wunden nicht mehr an. die er bei dem Zusammenstoß davongetragen hatte. Eine Spur also, die ins Nichts verlief.

Dr. med. Georg Leffler, Leibnizstraße wohnhaft, erhielt gleichfalls den Besuch des Polizeikommissars. Um unnötiges Aufsehen zu vermeiden, erschien Fechner während der gewöhnlichen Ordinariatsstunde und trat auch als Patient in das Konsultationszimmer des jungen Arztes ein. Auf den ersten Blick erkannte er, daß er keinen besonders starken und widerstandsfähigen Menschen vor sich hatte, aber er erlebte eine große und sehr enttäuschende Ueberraschung.

„Womit kann ich dienen?“ fragte Leffler.

„Herr Doktor, ich bin nicht als Patient zu Ihnen gekommen,“ setzte ihm der Kommissar seine Ankündigung wie eine Pistole auf die Brust. „Mein Name ist Fechner, von der Kriminalpolizei, und ich möchte Sie bitten, mir eine Frage zu beantworten.“

Leffler saß mit dem Rücken zum Fenster, so daß sein Gesicht sich vom Licht abkehrte. Fechner hätte keinesfalls dafür einstehen können, daß er in diesem schmalen, bleichen Gelehrtengesicht irgendeine Veränderung bemerkte. Mit kühlem, beinahe gleichgültigem Ausdruck drehte sich der Arzt zu ihm hin. „Bitte!“

„Sie wurden in der Nacht vom 23. auf den 24. September zu Ihrem Schwager Paul Warberg gerufen, um ihn zu behandeln. Er hatte bei einem Autozusammenstoß eine Wunde in der Schulter erlitten. Stimmt das?“

„Das stimmt, Herr Kommissar.“

„Ich bin bei Ihnen nicht — wie soll ich sagen? — in offizieller Eigenschaft; sagen wir: offiziös. Ich suche mich zu informieren und will Ihnen nicht verhehlen, Herr Doktor, daß ich Sie natürlich nicht zwingen kann, meine Fragen zu beantworten. Ich weiß, Sie haben Ihre Schweigepflicht als Arzt; aber immerhin, im Interesse der Sache, die ich zu verfolgen habe, wäre ich Ihnen doch dankbar, wenn Sie mir reinen Wein einschenken.“

„Welche Sache, Herr Kommissar?“ Immer dieselbe gleichgültige, kühl-höfliche Stimme. Dr. Leffler nahm seine Brille ab, bog sich zurück und hielt sie zum Licht, um sie besser putzen zu können. Seine Augen wurden stumpf, ausdruckslos.

Fechner mußte seine Geduld zu Hilfe nehmen. „Wenn ich zu Ihnen weiterspreche, Herr Doktor, so muß ich Sie ersuchen, meine Mitteilungen durchaus vertraulich aufzufassen. Ebenso, wie Sie mir gegenüber schweigen, müssen Sie das auch den anderen gegenüber tun. Habe ich Ihr Wort?“

„Ich sehe nicht ein, Herr Kommissar, was ich mit der ganzen Angelegenheit zu tun habe; aber da sie Ihnen wichtig zu sein scheint, bin ich bereit, Sie anzuhören.“

„Das genügt nicht, Herr Doktor! Sie müssen auch schweigen!“

„Gut — ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nicht sprechen werde. Also?“

„Es handelt sich um den Raub der Perlensammlung des Herrn von Natters. Sie wissen, daß dabei der Sohn des alten Herrn schwer verwundet wurde. Die Tat geschah in eben derselben Nacht, in der Ihr Schwager seinen Autounfall hatte.“

Der Doktor schien einen Augenblick nachzudenken. „Das stimmt! Ich erinnere mich genau. Es war in derselben Nacht. Was hat aber mein Schwager damit zu schaffen?“

Fechner stand in einer Sackgasse. Er sah keinen anderen Ausweg, als dem Doktor den Brief zu zeigen. Das tat er. Und nun — er war seiner Sache aber immer noch nicht sicher — kam es ihm vor, als stiege langsam das Blut in die bleichen Wangen des Lesenden. Einen Moment lang flackerten hinter den dicken Brillengläsern die Augen. „Das ist eine bodenlose Gemeinheit!“ sagte Dr. Leffler und gab den Brief zurück.

„Herr Doktor,“ — Fechner wurde wider seinen eigenen Willen dringender, energischer —, „es mag sein, daß dieser Brief eine Gemeinheit ist. Es kann aber auch sein, Herr Doktor, daß er die Wahrheit spricht. Sind Sie bereit, zu schwören, daß die Wunde Ihres Schwagers von einem Autounfall herrührt?“

„Jederzeit, wenn Sie wollen, Herr Kommissar!“ Fechner heftete drohende Augen auf den Arzt. Der gab ihm den Blick zurück. „Es tut mir leid, Herr Kommissar —“

Fechner hielt ihm die Hand hin. „Also, nichts für ungut, Herr Doktor! Ich bin nicht gern gekommen — das sage ich ehrlich. Aber ich muß ja meine Pflicht tun, nicht wahr?“

Achtung! 100 000 Mk. Belohnung!

Roman von Ernst Klein

Bisheriger Inhalt

Der Berliner Juwelier Paul Warberg führt ein Doppelleben: Aeußerlich ist er der allgemein geachtete solide Kaufmann, der mit seiner Frau Irene in glücklicher Ehe lebt, in Wirklichkeit begeht er raffiniert ausgeführte Diebstähle von kostbaren Schmuckgegenständen, die sämtlich unaufgeklärt bleiben, und denen er auch seinen Reichtum verdankt. Die Komplizen an diesen Verbrechen sind die beliebte Schauspielerin Lilly Eyrand, seine einstige Geliebte, und ein gewisser Robert Thann. Natürlich befindet sich Warberg in der Gewalt dieser beiden. Lilly war eines Abends von dem bekannten Kunstsammler v. Natters, der Besitzer einer kostbaren Perlensammlung ist, zum Essen eingeladen. Der junge Kurt v. Natters, mit Ilse Reinfeld verlobt, liebelt bei dieser Gelegenheit mit Lilly und zeigt ihr auf Wunsch unter vier Augen die Perlen und entdeckt ihr somit den geheimen Aufbewahrungsort. Auf Befehl von Lilly muß Warberg diese Perlen nun rauben. Hierbei wird der maskierte Einbrecher von dem hinzugekommenen jungen v. Natters durch Brustschuß verwundet, letzterer von dem Perlendieb niedergeschossen. Mit Hilfe Roberts entkommt Warberg mit seiner Beute. Seinen Angehörigen wird vorgeschwindelt, er hätte einen Autounfall gehabt. Der von Robert hinzugerufene Arzt Dr. Georg Leffler, Bruder von Frau Warberg, dem sein Schwager viel Gutes erwiesen hat, gelobt Stillschweigen darüber, daß er eine Revolverkugel aus dem Körper Warbergs entfernt hat. Alle Welt war über dieses Verbrechen aufgeregt, sofort setzten die Ermittlungen der Polizei ein. Zunächst wurde Ilse Reinfeld, deren schwerverletzten Bräutigam man in ein Sanatorium schaffte, vernommen. Sie mußte Kriminalkommissar Fechner ein Verzeichnis der Gäste von dem Abendessen bei Natters geben, an welchem auch die Schauspielerin Lilly teilgenommen hatte. Für die Herbeischaffung der gestohlenen Perlen hat die Gesellschaft, bei der sie versichert waren, 100 000 Mk. Belohnung ausgesetzt. Der Kriminalkommissar stellt nun bei den Teilnehmern jener Abendgesellschaft Nachforschungen an, auch bei Lilly. Er kann lediglich feststellen, daß damals der alte Baron Natters seinen Gästen die Perlen gezeigt hat. Robert macht Warberg einen neuerlichen Krankenbesuch. Letzterer hat große Gewissensangst, da er mit der Möglichkeit rechnet, daß der junge Natters infolge der ihm zugefügten Verletzung stirbt. Die Aussprache der beiden Männer wird durch das Hinzukommen von Dr. Leffler unterbrochen. Der Kunst der Aerzte gelingt es, den jungen Natters am Leben zu erhalten, auch die Heilung Warbergs macht gute Fortschritte. Nach seiner völligen Genesung empfängt Paul in seinem Büro Lilly. Es kommt zu einer ernsthaften Auseinandersetzung, wie man sich in der Folgezeit zu verhalten habe. Beide hegen angesichts der 100 000 Mark Belohnung Befürchtungen.

(7. Fortsetzung).

Das hätte er auch am liebsten getan. Doch er wagte es nicht, in diesem Zustand innerer Unsicherheit Irene unter die Augen zu treten. Er schämte sich seiner Mutlosigkeit. Beim Einbruch in das Palais Montard war er an einer Regenrinne bis in den zweiten Stock emporgeklettert. In Baden-Baden war er aus der dritten Etage in die Krone eines Baumes hineingesprungen, als sich kein anderer Ausweg bot. Nie hatte es in seinem Leben früher auch nur einen Augenblick gegeben, in dem er sich nicht zu helfen wußte. Seine Geistesgegenwart war ebenso stark wie seine Kühnheit. Voleur Phantôme! Es waren Zeiten gewesen, da er stolz auf diesen Ehrentitel war. Jetzt erkannte er, daß körperlicher Mut nicht alles ist. „Ich bin ein Feigling!" stöhnte er und sank vor seinem Schreibtisch zusammen. Den Kopf in die Hände gestützt, saß er lange, lange.

Das Telephon schreckte ihn auf. Irene!

„Ist mein Mann da? Ach, du bist es selbst? Das ist gut! Ich wollte nur wissen, wie es dir geht. Ueberanstrengst du dich auch nicht?"

„Gar keine Spur, Schatzi! Ich sitze in meinem Käfig und lasse niemand zu mir herein!"

„Kommst du zu Mittag?"

„Ich weiß noch nicht. Ich werde dir telephonieren. Was macht Fredy?"

„Er ist unten am See. Sollen wir dich vielleicht abholen?"

„Nein — lieber nicht! Ich hab' eine Menge zu tun."

Sein ganzes Leben mit dieser Frau war eine einzige große Lüge gewesen. Und jetzt, da diese Lüge wie ein Kartenhaus in sich zusammenzustürzen drohte, empfand er die Schmach seiner kleinlichen Ausreden mit verdoppelter Bitternis. Ein Beweis seiner Feigheit.

Er läutete Georg Leffler an.

Magdas helle Stimme antwortete: „Georg ist nicht zu Hause. Er ist unterwegs. Ist dir vielleicht wieder schlecht? Soll er zu dir kommen?" Ihre Fragen überstürzten sich. Das war so ihre Art. „Weißt du, eigentlich schäme ich mich: Ich habe dich noch gar nicht aufgesucht, seit du wieder im Geschäft bist. Darf ich kommen?"

„Wann du willst! Aber ich hätte ganz gern Georg gesprochen. Vielleicht ruft er von unterwegs an? Bitte, sage ihm dann, daß er doch sofort zu mir ins Geschäft kommen möchte!"

„Wird besorgt. Und richte nur was Schönes her, das du mir nachher schenken kannst!"

Gegen zwölf Uhr kam der junge Arzt. Er zeigte ehrliche Besorgnis und griff sofort nach Pauls Puls. „Du hast dich gewiß überanstrengt? Ich habe dir ja gesagt, du tätest am besten, wenn du von Berlin wegfährst. Irgendwohin nach dem Süden, wo du nichts siehst, nichts hörst."

„Setz dich, Georg, und hör mich an! Dann will ich versuchen, dir zu erklären, daß ich eben deshalb nicht aus Berlin fortkann, weil ich hier alles sehen und hören muß."

Georg wand sich förmlich unter den Worten. „Ich — — Paul — — ich möchte dich bitten, nicht mit mir darüber zu sprechen. Ich will nichts wissen — gar nichts! Ich habe meine Pflicht als Arzt getan. Es ist auch meine Pflicht, zu schweigen. Es kann mich kein Mensch zwingen, zu reden. Je weniger ich weiß — —"

„Fürchtest du, Mitwisser spielen zu müssen? Keine Angst, Georg! Mehr als das, was du getan hast, verlange ich nicht von dir. Nur das eine: Schweigen. Ich bin dir nie ein schlechter Freund gewesen . . . Es ist nicht meine Art, an solche Dinge zu erinnern; wenn ich es jetzt trotzdem tue, so geschieht es, weil ich dich bitte, an Irene zu denken, an deine Schwester, an das Kind. Ja, ich bin der Mann, der Kurt von Natters beinahe tötete. Aber du kannst mir glauben: Ich habe es nicht gewollt. Ich war zu aufgeregt. Ich habe in die Höhe geschossen — ich wollte nur schrecken, mich selber wehren; ich war ja schon verwundet. Wenn sie mich dort gefangen hätten, wäre ja jetzt schon alles aus. So habe ich noch immer Hoffnung . . ." Die Aufregung übermannte ihn — er taumelte.

Der Arzt wurde der Stärkere. „Nein, Paul, was auch immer geschehen ist: Du mußt jetzt an dich denken! In allererster Reihe an dich! Du bist nicht außer Gefahr. Ich meine: nicht hier mit deiner Wunde, sondern . . . Du verstehst mich?"

Paul sah zu ihm auf. „Du hast gelesen, daß man hunderttausend Mark ausgesetzt hat als Belohnung? Die verdient sich auch der, der mich anzeigt, Georg! Ich bin kein reicher Mann; wenigstens kann ich so viel Geld momentan nicht flüssig machen. Aber ich habe Juwelen da — herrliche, schöne Steine; die sind mehr wert als hunderttausend Mark . . . Nur, um Gottes willen, denk an Irene! Verrat mich nicht!"

Georg riß sich beinahe heftig los. „Ich weiß nicht, wofür du mich hälst! Was glaubst du denn —?" Er trat von dem anderen fort. Seine schmale Brust war in wildem Aufruhr. Er riß seine Brillengläser herunter und begann, sie hastig zu reiben.

In diesem Moment öffnete sich die Tür, und Magda tänzelte herein. Sie blieb stehen, und Schreck sprang in ihre großen blauen Kinderaugen. „Ich hatte doch die richtige Ahnung! Deshalb hab' ich mich schleunigst auf die Bahn gesetzt und bin hergekommen! Was geht hier vor? Habt ihr gestritten?"

Paul war derjenige, der sich schneller faßte. „O nein! Wie kann so ein lahmer Patient. wie ich, mit seinem Arzt streiten? Er will mich nur wegschicken von Berlin, und ich — —"

Sie glitt an Georg heran und legte ihm die Hand auf die Stirn. „Du schwitzest ja ordentlich! Du bist viel aufgeregter als der Herr Patient! Nun, wenn du dich bei all deinen Kranken so ins Zeug legst, werde ich bald einen Arzt für dich selber brauchen. Und du, Paul, du könntest Gescheiteres tun, als dich und ihn aufzuregen. Warum gehst du nicht fort? Jetzt ist's bestimmt wunderschön unten in Italien!"

„Er will ja keine Vernunft annehmen!" grollte ihr Mann, der sich langsam in die Situation fand. „Ich werde ein energisches Wort mit seiner Mutter und mit Irene reden. Es ist höchste Zeit, daß er fortkommt!"

Magda schmeichelte sich an Paul heran, der noch immer in seinem Sessel vorm Schreibtisch hockte. „Sei doch klug, Paul! Jetzt kommt hier bald der Herbst. Naß und kalt wird es. Unten ist die Sonne . . . Wir würden uns alle viel weniger um dich ängstigen — —"

Paul streichelte die kleine Hand, die auf seinem Arm lag. „Wenn du so schön bittest, vielleicht tu' ich's da doch noch. Vielleicht!" wiederholte er mit einem Seufzer des Entschlusses und stand auf. „Aber jetzt komm mal mit, Kleine! Ich will dir das Geschenk geben, das für dich bestimmt ist!"

Ihr Protest fiel sehr lahm aus; selbst für eine Sache der Form zu lahm. Als er ihr dann ein wunderschönes Armband aus Brillanten und Rubinen hinhielt, war ihr Entzücken echter. „Das soll mir gehören? Georg — da, sieh mal! So etwas hab' ich mir schon lange gewünscht!" Wie ein kleines Kind tanzte sie, mit dem Geschmeide in der Hand, vor den nächsten Spiegel. „Das kostet ja ein Heidengeld! Das kann ich doch nicht annehmen!"

Pauls Blick schoß zu Georg Leffler hinüber. Der zuckte hilflos die Achseln. — —

Paul hielt es im Geschäft nicht mehr aus. Sehnsucht nach seinem Heim packte ihn; ihm war, als hätte er dieses Heim jahrelang nicht gesehen — als sei ihm die Stimme der Frau, des Kindes fremd geworden. Er ließ sich ein Taxi kommen, schlich über den Hof auf die Straße, um den Sympathiebeteuerungen seiner Kundschaft zu entgehen, und fuhr nach Hause.

Irene, als echte Hausfrau, war über diese Ueberraschung entsetzt. „Aber du hast doch gesagt — — und jetzt bin ich gar nicht für dich vorbereitet!"

„Ganz gleich, was du hast! Ein paar Eier! Ich hab' nicht mehr weiterkönnen. Bin eben noch zu schwach — es geht nicht . . ." Er sah bleich aus, abgespannt; seine Augen flackerten unruhig hin und her. Als der Junge ihm entgegenstürmte, hatte er nicht die Kraft, ihn hochzuheben.

Doch Irene war da! Sie war ihm auf einmal wie eine Lichtgestalt. An sie klammerte er sich. „Ich möchte mich niederlegen. Am Abend bin ich dann wieder munter, wenn die Mutter kommt."

Geschäftig richtete Irene ihm das Bett. Dann setzte sie sich zu ihm und legte ihren Kopf neben den seinigen auf das Kissen. Ihre Wange berührte sein Gesicht, und ihre weichen, seidenen Haare schmeichelten sich an seine Schläfen. Nie noch war ihm so zu Bewußtsein gekommen wie in dieser Minute, was ihm Irene bedeutete. Sie war nicht nur die Erfüllung körperlicher Sehnsucht, ein schönes Weib, das in seiner Liebe aufging; sie war mehr als das — sie war Teil seines eigenen Ich. Er, nicht gewohnt, sich mit tiefen seelischen Problemen abzugeben, suchte sich selber klarzumachen, was sie ihm eigentlich war. Sie war ihm das Leben. „Ich bin froh, daß du bei mir bist!" flüsterte er.

Sie drückte sich nur noch inniger an ihn. „Ich lass' dich nicht mehr ins Geschäft! Du mußt fortreisen!"

„Fort? Ich habe mir Georg in die Stadt kommen lassen. Auch er ist dafür, daß ich eine Zeitlang verreise. Aber ich kann ja nicht!"

„Warum kannst du nicht? Du bist auch einer von den Chefs, die glauben, wenn sie nicht da sind, läuft das Geschäft rückwärts. Die sind ohne dich bis jetzt doch ganz gut ausgekommen!"

Er tastete nach ihrer Hand. „Du verstehst nicht, Schatz! Ich muß hier in Berlin bleiben . . ." Halb und halb war schon das Geständnis auf den Lippen. Doch er riß es wieder zurück. Nein — er war seiner noch nicht sicher; ihrer vor allen Dingen. Wenn sie sich von ihm wandte — wenn sie aus seinem Leben herausging —?

„Was heißt: ich verstünde nicht?" Sie hob verwundert den Kopf und sah ihn an. „Hast du auf einmal Geheimnisse vor mir? Was hält dich in Berlin zurück?"

Mit einem Ruck richtete er sich auf. „Ich kann jetzt nicht sprechen, Irene. Du mußt mir vertrauen! Nicht wahr, du vertraust mir?"

Ihr Entsetzen wurde immer größer. Angst kroch in ihre Augen. „Um Gottes willen, Paul, was sprichst du? Was geht vor? Ich kenne dich ja nicht wieder!"

Er streckte den Arm aus und zog sie an sich. So heftig drückte er sie, daß sie aufschrie. „Nicht wahr, du bleibst bei mir? Ja? Siehst du, es könnte ein Tag kommen, wo du vor die Frage . . . Nein — es hat ja keinen Zweck: Ich — ich werde wegfahren. Aber mit dir! Mit dir ganz allein! Wir lassen das Kind bei der Mutter."

Sie warf alle Zweifel, alle Aengste hinter sich; sie sah nur seine Erregung. „Wie du willst, Paul. Du weißt doch, daß ich das tue, was du willst; nichts anderes."

Er erwiderte nichts. Hielt sie nur fest. Sie ahnte ja nicht, daß sie vielleicht eines Tages an dieses Wort erinnert werden würde . . .

X.

Kurt von Natters war endlich so weit, daß Kommissar Fechner ihn sprechen konnte. Den Kopf in

schweren Bandagen, so daß die Augen kaum sichtbar waren, lehnte der junge Mensch in seinem Polster, während seine Braut neben ihm saß, seine Hand hielt. Viel Zeit hatte man dem Kommissar nicht gegeben; er mußte also mit seinen Fragen schnell vorwärtskommen.

Natters erzählte zunächst den Ueberfall. Genau so, wie ihn sein Vater geschildert hatte. „Als ich in das Zimmer sprang und das Licht aufdrehte, kniete der Mann vor dem Ofen. Ich glaube, die Kassette mit den Perlen hatte er schon herausgenommen. Er wollte den Safe schließen. Als er mich sah, sprang er auf. Er wollte zum Fenster. Ich war aber schneller und — — jawohl, Herr Kommissar, das ist nicht zu leugnen: Ich habe zuerst geschossen!"

„Haben Sie den Mann deutlich gesehen?"

„Wenn Sie so plötzlich jemandem gegenüberstehen, ist es schwer, ihn richtig zu erfassen, nicht wahr? Zudem trug er einen langen, ärmellosen Frackmantel und eine Maske vorm Gesicht. Aber ich kann mir nicht helfen: Irgend etwas erinnerte mich . . . Ich habe seitdem oft versucht, mir klar zu werden, an wen er mich erinnerte. Es war etwas in seinen Bewegungen; obwohl man von ihm nichts sah, merkte ich doch, daß er natürliche Eleganz hatte, ein kultivierter Mensch war — keiner von diesen Gentlemans, die man in den Bierkneipen am Wedding findet. So eine Art Raffels — —"

„Der Voleur Phantôme — der Geisterdieb!" lächelte der Kommissar. „Aber ich glaube, wir werden ihn aus seiner vierten Dimension jetzt bald in die dritte zurückholen. Das ist mir sehr wichtig, was Sie mir da sagen, Herr von Natters. Aber, was ich vor allen Dingen wissen möchte: Wie kann dieser Mann Kenntnis von dem Safe gehabt haben? Ich habe inzwischen mit Ihrem Herrn Vater gesprochen. Nach seiner Aussage haben Generalleutnant Möllwitz und seine Frau sowie die Sternbergs, Possings und der Geheimrat Rechenberg zwar gewußt, wo der Safe sich befindet; aber die sind natürlich über jeden Verdacht erhaben. Ministerialdirektor Burckhardt kommt ebenfalls nicht in Frage, denn er hat nicht sehen können, wie Ihr Herr Vater die Kassette aus ihrem Versteck holte. Herr Burckhardt befand sich im Gespräch mit Direktor Sternberg und dem Generalleutnant, während Ihr Herr Vater allein ins Arbeitszimmer hinüberging. Stimmt das?"

„Das stimmt! Mein Vater war allein, als er die Perlen herausnahm. Die Herrschaften, die Sie bis jetzt nannten, kommen wirklich nicht in Betracht. Ebensowenig mein Freund Eichberg oder Frau Eyrand."

„Selbstverständlich. Aber irgend jemand muß doch gesprochen haben, Herr von Natters! Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, wenn ich Sie mit dieser Frage bedränge. Sie ist entscheidend. Ihr Fräulein Braut und deren Eltern hatten ja keine Ahnung von dem Versteck des Safes?"

Ein Schuß aufs Geratewohl. Ilse, das junge Mädchen, schüttelte heftig den Kopf. „Gewiß wußten wir alle drei nicht, wo sich der Safe eigentlich befand. Es ist mir nie eingefallen, Kurt danach zu fragen."

„Aber bei Tisch baten Sie Ihren Herrn Schwiegervater, die Perlen zu zeigen, nicht wahr?"

Sie blickte hilfesuchend zu ihrem Bräutigam hinüber. „Habe ich das? Wirklich? Ich kann mich nicht darauf besinnen. Ich weiß nur: Es war auf einmal die Rede davon, daß mein Schwiegervater die Perlen zeigen sollte. Meine Eltern hatten sie nämlich noch nicht gesehen."

Fechner war wieder an dem Punkt, an dem er scheinbar nicht weiterkonnte. Er wendete sich zu dem Kranken zurück. „Und Sie, Herr von Natters, wissen genau, daß Sie mit niemand über den Safe sprachen? Vielleicht so einmal in Gesellschaft Ihrer Freunde? Und irgend jemand hat das aufgeschnappt?"

Täuschte sich das erfahrene Auge des Kriminalisten? Bildete er sich nur ein, daß so etwas wie ein Schatten über das schmale Gesicht des jungen Menschen glitt? „Ich? Ich kann mich wirklich nicht erinnern, Herr Kommissar —," kam stockend und unsicher die Antwort.

Fechner stand auf. „Nun, da läßt sich nichts machen! Meine Zeit ist um. Schade, daß ich gerade über diesen wichtigsten Punkt keinen Aufschluß bekomme!"

Es war Bedauern in diesen Worten. Doch kein ehrliches. Fechner war mit seinem Erfolg höchst zufrieden. Er wußte, daß Natters nicht die Wahrheit gesprochen hatte. Niemand anders als er selbst hatte das Versteck des Safes verraten. Aber wem?

Fechner war ein methodischer Mann. Er dachte mit dem Bleistift auf dem Papier. In seinem Büro setzte er sich an den nüchternen Amtstisch, schrieb sich noch einmal die Namen der ganzen Gesellschaft auf und begann einen nach dem anderen von neuem abzuwägen. Immer wieder kam die Spitze des Bleistifts zu dem Namen der Schauspielerin zurück.

Er hatte sie in der ganzen Zeit genau beobachten lassen, und objektiv, wie er war, mußte er sich gestehen, daß er bei ihr ebensowenig herausgefunden hatte wie bei all den anderen Personen, auf die er seine Geheimbeamten losließ. Lilly Eyrand lebte nach der Regelmäßigkeit einer Uhr. Sie erschien, wenn das Wetter schön war, gegen elf vor ihrem Hause, wo ihre prunkvolle Limousine auf sie wartete, und fuhr zum Reiten. Selten, daß sie zu Mittag nach Hause zurückkehrte. Sie war sehr oft eingeladen und speiste manchmal auch allein, in irgendeinem Schlemmerlokal. Eine Frau, die auf jeden Fall alle Genüsse des Lebens auszukosten verstand. Am Abend begab sie sich eine Stunde vor Beginn der Vorstellung ins Theater, schloß sich in ihrer Garderobe ab und beschäftigte sich mit der Vorbereitung für ihre Rolle. Nach dem Theater fuhr sie in Gesellschaften oder in das eine oder andere vornehme Restaurant. Sie sah eine Menge Leute bei sich und um sich. War immer Mittelpunkt. Auch geschäftliche Besuche machte sie. Zwei davon galten ihrer Bank. Einmal erschien sie bei Paul Warberg, Unter den Linden. Mehrere Besuche natürlich in Modeateliers; eine lange Konferenz mit dem Pelzlieferanten. Das war alles.

Ihr Leben war öffentlich. War zu lesen wie ein aufgeschlagenes Buch. Und doch — merkwürdig: Es war auch den geschicktesten Spürhunden Fechners nicht gelungen, unter die Oberfläche dieses Lebens zu dringen. Außer ihrem Chauffeur, einem älteren, verheirateten Menschen, der mit seiner Familie in Charlottenburg wohnte, hatte die Schauspielerin nur noch eine Wirtschafterin, die Faktotum und Mädchen für alles war. Eine grauhaarige, mürrische Person, an die nicht heranzukommen war. Fechner selbst hatte einmal sein Glück bei ihr versucht und von einer großen Gefahr geredet, die ihre Herrin bedrohe und gegen die er sie zu schützen beauftragt sei. Die Frau öffnete kaum den Mund. Als er sich von ihr zurückzog, hatte er die Empfindung, daß er der Ausgefragte gewesen war. Er hatte erzählt, nicht sich erzählen lassen.

Lilly Eyrand! Nichts lag gegen sie vor. Und doch —! Dieser sechste Sinn des Kriminalisten gab sie nicht frei. Ihr war es schon möglich, das Geheimnis des Safes aus dem jungen Natters herauszulocken. Ein Kinderspiel mußte es ihr sein, ihn um- und umzudrehen wie eine Tasche. Er hatte bei seiner Antwort gezögert. Um so begreiflicher, da seine Braut neben ihm saß und seine Hand hielt! Fechner schwor es sich zu, daß in diesem Zögern der Schlüssel zur Wahrheit war. Aber wie ihn greifen?

Wer war diese Eyrand eigentlich? Alles, was der Kommissar von ihr wußte, bestand in der Tatsache, daß er nichts wußte. Geheimnis umhüllte sie. Kein Mensch, auch beim Theater, bei den Journalisten, vermochte anzugeben, woher sie kam. Sie war kurz nach dem Kriege hier aufgetaucht. Adolar Wolf, genannt „der schöne Adolar", Klubmann und Theaterfanatiker, war der einzige, der so etwas wie eine Ahnung hatte. „Die Eyrand? Eine Polin soll sie sein. Es heißt, sie sei während des Krieges in Paris gewesen, um im Auftrag der polnischen Nationalisten die dortige Regierung zu bearbeiten." Adolar Wolf war lebendes Theaterlexikon; absolute Autorität.

Fechner erinnerte sich, als er jetzt seine Liste vor sich hatte, an jene Auskunft und stand auf. Er beschloß, nach Paris zu fahren. Er rief den Chef an. „Kann ich Sie einen Moment sprechen?"

„Ob Sie mich sprechen können? Gerade wollte ich Sie anläuten. Kommen Sie sofort herüber! Sie werden Augen machen!"

Fechner machte Augen; als er das Zimmer des Chefs betrat, hielt ihm dieser einen kleinen Brief entgegen. „Das habe ich eben bekommen. Mit der Post. Lesen Sie!"

Oktavpapier gewöhnlicher Qualität — so, wie man es für ein paar Pfennig in jedem Laden kaufen kann. Wenige Zeilen, mit der Maschine geschrieben. Eine Ecke des Papiers war mit einer Schere in Zickzacklinien abgeschnitten. Folgendes stand in dem Brief:

„Wenn die Polizei den Räuber der Natters-Perlen zu fangen wünscht, täte sie gut daran, sich zu erkundigen, ob die Wunde des Juweliers Paul Warberg, mit der er in der fraglichen Nacht nach Hause kam, tatsächlich von einem Autounfall herrührt.

Ein scharfer Beobachter.

PS. Die Ecke des Papiers habe ich abgeschnitten, um sie als Legitimation vorzuweisen, wenn ich die hunderttausend Mark einkassieren komme."

„Nun, was sagen Sie dazu?" begehrte der Chef zu wissen.

Fechner antwortete nicht gleich. Er studierte noch immer den Brief, beschnüffelte das Papier, drehte es in der Hand hin und her und besah es mit einer Lupe. „Mann oder Frau? Die Diktion läßt auf einen Mann schließen; auch die Idee mit der abgeschnittenen Ecke. Auf jeden Fall ein gebildeter Mensch. Die Frage ist nur die: Geht er darauf aus, die hunderttausend Mark zu verdienen?"

„Daran ist wohl kaum zu zweifeln. Wozu schneidet er sonst die Ecke ab?"

Fechner war nicht so leicht zu überzeugen. „Ich gebe zu: Hunderttausend Mark sind schon ein Köder, auf den jeder gern anbeißt. Aber der Köder hängt doch nicht seit gestern. Warum kommt der Brief erst heute?"

„Vielleicht hat der Briefschreiber oder die Briefschreiberin vorher nichts über das Geheimnis des Autounfalles erfahren können. Uebrigens, Fechner, haben Sie überhaupt gewußt, daß Warberg einen Autounfall hatte?"

„Keine Ahnung! Erst vor zwei, drei Tagen las ich in der Zeitung, daß er von seinem Unfall hergestellt sei und seine Tätigkeit im Geschäft wieder aufgenommen habe. Vielleicht hängt diese Zeitungsnotiz mit dem Brief zusammen. Sehen wir doch mal nach, ob seinerzeit eine Meldung eingegangen ist!"

Der Chef läutete das betreffende Ressort an und gab den Befehl, ihm so schnell wie möglich zu berichten. Nach einer halben Stunde kam der Bescheid, daß nach den vorliegenden Reviermeldungen in der Nacht vom 23. auf den 24. September in den gesamten westlichen Bezirken kein Autounfall gemeldet worden war. Einer im Zentrum, zwei in Moabit. Das Konto des Westens war in dieser Nacht ohne Fehl und Tadel.

„Das ist merkwürdig!" sagte Fechner. „Und die Eyrand war bei Warberg . . ." Ganz langsam sprach er diesen Satz aus, wie wenn er seine Worte als Glieder einer Kette mühsam aneinanderreihte. „Man könnte kombinieren: Die Eyrand kommt in Natters' Haus — sieht die Perlen. Die muß ich haben! sagt sie sich. Sie macht mir ganz den Eindruck, als ob sie gegebenenfalls ein tüchtiges Maß Energie aufzubringen vermag. Eine jener Frauen, die sich ihrer Ueberlegenheit bewußt sind und sie rücksichtslos ausnutzen. Sie lockt das Geheimnis aus dem jungen Natters heraus. Sie braucht ihn nur mit ihren verfluchten schwarzen Augen anzublicken . . . Dann schickt sie Warberg . . . Nein — nein — — so weit ist alles möglich. Aber jetzt muß man sich auf den Kopf stellen, um mit der Kombination zu Ende zu kommen. Warberg Einbrecher? Gentlemandieb aus Profession? Schwer zu glauben, Herr Geheimrat!"

„Und der Brief?"

„Wir beide kennen ja den Wert solcher anonymen Briefe. Ich hasse sie. Wenn einer nicht die Courage hat, mit seinem Namen dafür einzustehen, daß er einen anderen zum Teufel schickt, dann verdient er, daß ihn der Teufel selber holt!"

Der Chef lachte. „Nun, der Mann wird sich schon melden! Der ist auf die hunderttausend Mark aus. Es ist ja möglich, daß niemand anders als der Helfershelfer Warbergs — —"

„Wir wissen ja noch gar nicht, ob Warberg der Mann ist, den wir suchen."

„Stimmt. Also: der Helfershelfer des Hauptgauners. Er will sich erst dann hervortrauen, wenn der andere hinter Schloß und Riegel sitzt."

„Der Helfershelfer?" Der Kommissar griff den Gedanken begierig auf. „Wir haben alles getan, um ihn zu finden. Es ist keine Garage in Berlin, privat oder öffentlich, ununtersucht geblieben. Wie sollen wir aber mit einer halben Nummer weiterwirtschaften? Der Helfershelfer! Hm . . . Herr Geheimrat, ich komme immer wieder darauf zurück: Warum schreibt der Mann erst heute? Drei Wochen später?"

„Er wird Gründe gehabt haben, die wir ja noch kennenlernen werden. Folgen Sie mir, Fechner! Finden Sie den Mann, der den Einbrecher nach Dahlem gefahren und dort auf ihn gewartet hat! Es waren ja ihrer zwei in dem Auto!"

Fechner fuhr nicht nach Paris. Er schickte einen seiner besten Leute und erschien noch am selben Tage im Juweliergeschäft Paul Warberg & Co., Unter den Linden.

(Fortsetzung folgt.)

Also auch die zweite Spur rannte ins Leere. Der verdammte Brief juckte den Kommissar in der Tasche. Wenn ich den Kerl hätte, der ihn schrieb —!

Er bog auf den Kurfürstendamm ein und marschierte mit langen, langsamen Schritten der Stadt zu. Es war immer gut, im Gehen nachzudenken. Der Körper war dabei in Bewegung, und der Geist arbeitete leichter. Fechner zog die ganze Affäre noch einmal auf. Von Anfang an. Als er bei der Gedächtniskirche stand, war er so weit, sich einzugestehen, daß er eigentlich über seine letzten Mißerfolge gar nicht so unzufrieden zu sein brauchte. Er war menschlich, dieser Kommissar; keine Amtsmaschine. Paul Warberg war ihm überaus sympathisch. Ich kann mir nicht helfen — der Mann sieht nicht nach einem Gewohnheitsverbrecher aus; am allerwenigsten nach einem, der einen anderen niederknallt. Also aufgeben? Nein! An drei Türen hatte er bis jetzt vergebens geklopft: an die Lilly Eyrands, des Arztes und Warbergs selbst. Blieb noch der Mann, der das Auto gefahren hatte: Robert Thann.

XI.

Als sich die Tür hinter der schlanken Gestalt des Kriminalkommissars geschlossen hatte, war Paul keinen Moment über den Grund im Zweifel, dem er den überraschenden Besuch zu verdanken hatte. Die Polizei war also auf der richtigen Spur! Seiner selbst war er sicher. Auch von Lilly Eyrand war nichts zu fürchten. Doch Robert? Und vor allem: Wenn Fechner erst von dem Autounfall zu sprechen anfing, war da nicht zu erwarten, daß er Georg Leffler anpackte? Und was dann?

Paul fühlte, daß er bei diesem Gedanken heiß und kalt wurde. Doch vorläufig konnte er nichts tun. Vielleicht stand er schon unter Bewachung, und Fechner erfuhr alles, was er unternahm? Aber es war notwendig, mit seinen Verbündeten zu sprechen — sie zu warnen; besonders Robert. Er streckte die Hand nach dem Telephon aus, um Lilly anzurufen. Nein — man konnte nicht wissen, ob nicht vielleicht auch schon die Leitung überwacht wurde. Fangen lassen, nein — fangen lassen wollte er sich nicht!

Er lag mit sich im Kampfe Tag und Nacht. Unaufhörlich. Nur mit äußerster Kraftanstrengung brachte er es fertig, ein heiteres Gesicht vor Irene zu zeigen. Mehr als einmal sah er, wie ihre Augen schmerzlich forschend die seinigen suchten. Mehr als einmal fürchtete er, daß sie irgendeine Frage stellen würde, um die er dann nicht mehr herum konnte. Seiner Mutter gegenüber war die Verstellung leichter. Sie war ahnungslos in ihrer Glückseligkeit, daß ihr geliebter Junge wieder gesund war. Doch Irene?

Er flüchtete sich ins Geschäft, stürzte sich in die Arbeit, zeichnete neue Modelle, begann, Pläne für das Weihnachtsgeschäft zu entwerfen, und war doch nur mit halbem Herzen bei der Arbeit. Immer wieder der gleiche Gedanke: Was soll ich tun? So geht es nicht weiter! Es ist leicht, einen heroischen Entschluß zu fassen; es ist aber schwer, ihn auszuführen. Selbst bei einem Tatmenschen wie Paul Warberg war der Weg von einem solchen Entschluß zu seiner Ausführung unendlich lang und peinlich.

Immer wieder versuchte er, einen Kompromiß mit sich zu schließen. Natters ist gerettet; die Perlen werden zurückgeschickt. Irgendwie konnte man einen Damm aufwerfen, der die Vergangenheit ein für allemal abschloß. Selbst Lilly mußte nachgeben. Und dann wieder die Erkenntnis, daß dieses Leben mit zwei Fassaden zu Ende sein mußte. Hatte er schon vor der Unglücksnacht die Last immer schwerer empfunden, so wurde sie ihm jetzt völlig untragbar. Gewissen? Reue? Reue ist die Ausrede der Schwächlinge und Feiglinge. Bin ich wirklich einer dieser Knieweichen? fragte er sich.

Furcht? Auf keinen Fall vor Fechner, vor der ganzen Polizei. Lilly hatte ihm die Wahrheit ins Gesicht geschrien: Er fürchtete Irene — nichts anderes auf der Welt. Von dieser Furcht strahlten alle seine Unsicherheiten aus . . .

Sonst konnte er es nie erwarten, aus dem Geschäft nach Hause zu kommen. Jedes Wiedersehen mit seinem jungen, schönen Weibe und seinem Buben galt ihm als Freudenereignis. Und nun zauderte er, ehe er sich nach Hause traute. Jeden Augenblick konnte der Schlag niedersausen, der ihn dann vor die Entscheidung stellte, ehe er sich selbst entschieden hatte . . .

Dr. Leffler pflegte, seit Paul das Geschäft wieder regelmäßig besuchte, jeden zweiten Tag zeitig am Morgen ihn zu besuchen, bevor der Patient das Haus verließ. Als der Kriminalkommissar ihn in der Sprechstunde überfallen hatte, wagte der Arzt es nicht, den Schwager anzutelephonieren. Sein Mut und seine Gelassenheit fielen in dem Moment von ihm ab, da er allein war. Kalte Angst packte ihn. Zum Glück war Magda, wie gewöhnlich am Nachmittag, bei irgendeiner Bridgepartie oder einem Fünfuhrtee, so daß er dieser Gefahr bis zum Abend wenigstens enthoben war.

Als sie heimkam, hatte er sich schon gefaßt. „Weißt du, wir könnten eigentlich heute mal zu Warbergs hinaufgehen,“ schlug er mit einem Anlauf zu forscher Genußsucht vor.

Sie blickte ihn überrascht an. „Du bist doch erst heute morgen bei ihm gewesen! Ist sein Zustand etwa wieder schlechter?“

„Nicht im mindesten. Aber ich dachte, vielleicht —“ Er wagte es nicht, sie zu drängen, lenkte also wieder ab. „Ich habe heute so viel zu tun gehabt und möchte mich deshalb ein bißchen zerstreuen. Wenn du zu Warbergs nicht willst, könnten wir ja auch in ein Kino gehen oder in ein Café — —“

„Oh, ich geh' ganz gern hinauf!“ war ihre Entscheidung.

Er brachte es fertig, ohne die Aufmerksamkeit der Frauen zu erregen, mit Paul im Herrenzimmer für ein paar Minuten allein zu sprechen. „Ich habe zwar mein Wort gegeben, nichts zu verraten; aber, Paul, ich muß an Irene und an den Jungen denken. Heute war ein Kriminalkommissar Fechner bei mir und hat mich gefragt, ob deine Wunde tatsächlich von einem Autounfall herrühre . . .“

Der Schlag war gefallen! Paul wurde aschfahl im Gesicht. „Hat er bestimmte Verdachtsmomente geäußert?“

„Nein, im Gegenteil. Er war sehr höflich und sehr vorsichtig. Er hat aber einen anonymen Brief gekriegt — —“

„Einen anonymen Brief? Eine Anzeige?“

„So was Aehnliches. Ich habe den Brief selbst gesehen. Er war mit der Maschine geschrieben. Der Mann schreibt ausdrücklich, er werde die hunderttausend Mark Belohnung einkassieren kommen!“

Vor der Tür ertönte das silberne Glockenlachen Magdas. Gleich darauf stand sie im Zimmer. „Nun, was habt ihr denn da für Geheimnisse miteinander? Irene, komm doch mal her!“

„Also gut,“ sagte Paul zu dem Schwager, „ich gebe den Widerstand auf. Nächste Woche fahr' ich mit Irene nach Lugano.“ — —

Im Klub. Es war der einzige Ort, an dem Paul mit Robert ohne Gefahr zusammentreffen konnte. Seit mehreren Tagen hatte Paul den anderen nicht zu Gesicht bekommen. „Wo steckst du eigentlich?“ war sein erstes Wort.

Sie setzten sich in das Lesezimmer, das um diese Zeit meistens leer war. Robert wetzte verlegen auf seinem Sitz herum. „Hab' viel zu tun.“

„Geschäftlich?“ Deutlich der Spott in der Frage.

„Natürlich. Ich — — ach, was! Ich muß mich endlich auch mal um mein Büro kümmern!“

„Sehr lobenswert! Du bereitest wohl die Liquidation vor?“

„Liqui— —? Was meinst du damit? Kannst dir dein Gewitzel sparen!“ Er beugte sich mit plötzlicher Entschlossenheit vor und flüsterte Paul zu: „Wenn du's genau wissen willst: Ich rüste mich, um jeden Augenblick verduften zu können. Meine Koffer sind gepackt. Die Luft wird mir zu dick in Spreeathen. So ein verfluchter Polizeikommissar war in meiner Garage! Er hat zwar nichts herausbekommen, aber ich will nicht darauf warten, bis er mich im Büro besucht. Ich hab' hier noch ein paar Terrains an mir hängen; sobald ich die los bin, — adieu, Berlin! Warum schaust du mich auf einmal so komisch an?“

„Ich wundere mich über deine Eile!“

„Brauchst dich nicht zu wundern! Ich hab' keine Lust — —“ Er unterbrach sich, als tauchten ihm im Kopf neue Gedanken auf, die ihn in andere Richtung ablenkten. „Ich habe in der weiten Welt auf keinen Menschen Rücksicht zu nehmen. Du hast deine Frau, dein Kind — hm — — deine Mutter. Ich hab' nie eine Mutter gehabt; das ist was anderes — ganz etwas anderes . . .“ Seine Stimme wurde rauh. Er sackte in dem tiefen Sessel zusammen und stierte mürrisch auf das bunte Muster des dicken Teppichs.

Paul fixierte ihn scharf und forschend. Daß ausgerechnet dieser Mensch da so viel Sentimentalität auspacken konnte, war ihm eine fast überwältigende Ueberraschung. Er wartete darauf, ob diesem ersten Erguß weitere folgen würden. Von seiner Kindheit hatte er Robert Thann noch nie sprechen hören.

Der schien sich auch seines plötzlichen Gefühlsausbruches zu schämen. Mit verlegenem Grinsen blinzelte er zu dem anderen hinüber. „Weiß der Teufel: Man wird durch dieses Leben nervös! Ich traue mich oft nicht mal in meine Wohnung. Die Becker, diese alte Gans, liegt immer auf der Lauer und beschwatzt mit mir, wo und wann und wie sie mich erwischt, diese gottverfluchte Perlengeschichte! Sie ist gegen die Abschaffung der Todesstrafe. Ich bring' sie noch um! Und im Büro — dieses andere Weibsmalheur, die Madeleine! Da hat mich auch der Satan geschlagen, als ich mir die beibog . . . Du, Paul, die ahnt etwas! Sie liest so viel Detektivschmöker, daß sie schon total verdreht ist. Ein Hundeleben —, sag' ich dir. Du hast dein Haus . . . Ich — — siehst du, alter Junge . . .“ Seine Stimme wurde mit einemmal wieder rauh und unsicher. „Ich möchte so gern den einen oder anderen Abend hinaufkommen. Nur sitzen —. Aber ich gehör' da nicht hin. Ich nicht . . . Ein Hundeleben!“

„Und Lilly?“

Wut sprang in Roberts Gesicht; machte es noch finsterer und brutaler. „Sie will mir nicht erlauben, zu ihr zu kommen! Sie werde beobachtet, sagt sie. Kann wahr sein! Bei diesem Weib kennt man sich ja nicht aus . . . Kurz und gut, Paul: Ich habe es satt! Ich verdufte! Ich habe Angst, daß mir die Zähne klappern.“

Paul hatte Robert reden lassen. Hatte ihn ausgeschöpft, bis er leer schien. Aber Zweifel waren dabei in ihm aufgestiegen . . . „Ich kann es dir nicht verdenken,“ sagte er und blickte ihn abermals durchdringend an. „Weißt du, daß die Polizei einen Brief bekommen hat?“

Der andere starrte ihn mit stumpfem Gesicht an. „Was für einen Brief?“

Paul fragte sich, ob diese Stumpfheit echt sei oder Maske. „Einen anonymen Brief, in dem sie aufgefordert wird, sich danach zu erkundigen, ob meine Wunde auch tatsächlich von einem Autounfall herrühre.“

„Was soll das heißen?“

Paul bemerkte, daß der andere mit einemmal den Blick abwendete. Die Zweifel wurden stärker, herrischer. Er packte ihn am Handgelenk. „Der Mann, der den Brief geschrieben hat, ist hinter den hunderttausend Mark her. Er verkriecht sich zwar noch hinter der Anonymität, aber er kündigt an, daß er zur gegebenen Zeit sich die hundert Mille zu holen beabsichtige. Robert — schau mich an! Schau mich an — sag' ich! Hast du diesen Brief geschrieben?“

Der Mann fuhr auf, riß sich los. Auf seiner Stirn stand kalter Schweiß. Sein Gesicht verzerrte sich. „Ich — ich —? Du glaubst das?“

Paul war kalt, und der Ausbruch des anderen blieb auf ihn ohne Wirkung. „Ich weiß nicht, ob ich es glauben soll,“ sagte er. „Jedenfalls ist deine so akut aufgetretene Reisesehnsucht sehr verdächtig. Willst du wirklich —?“

„Jetzt hör aber endlich auf!“ knirschte Robert. „Wenn mir ein anderer das sagte, bräche ich ihm das Genick! Ich — ich, der ich kaum zu atmen wage, soll selber —? Das ist ja verrückt! Grotesk!“ Er begann, wie ein Wilder in dem großen Zimmer auf und ab zu laufen.

„Also wer denn?“ fragte Paul, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

„Warum fragst du mich das?“ Robert blieb mit geballten Fäusten vor ihm stehen.

„Mach kein Theater! Jeden Augenblick kann jemand hereinkommen. Denk lieber nach! Gut, ich nehme einstweilen an, daß du wirklich nicht so dumm warst, diesen Brief zu schreiben. Wer dann?“

„Danke für das Kompliment! Frag doch die Lilly! Der ist das zuzutrauen! Sie will dich unter allen Umständen von deiner Frau losbekommen — und ihr ist jedes Mittel recht.“

Paul verstummte. Diese Möglichkeit war die eines Wahnsinnigen. Aber eine Frau wie Lilly? „Wir wollen sie sprechen — heute noch!“

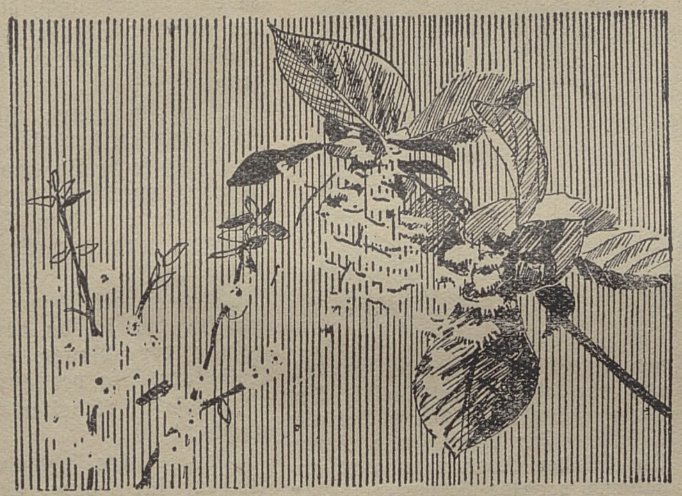
Robert stutzte in all seiner Aufgeregtheit. Den Ton in Pauls Stimme hatte er schon lange nicht gehört. Stahl war darin. „Natürlich — natürlich!“ stammelte er. „Ich muß aber jetzt erst was trinken. Die Sache geht einem an die Nerven.“ Er bestellte sich einen Whisky-Soda; das heißt, er trank den Whisky und ließ die Soda stehen. „Ich sage dir: Lilly weiß, wer den Brief geschrieben hat! Sie allein . . . Großer Gott, wenn sie uns noch in letzter Minute beim Kragen nehmen —!“

(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS FÜR DIE PRAXIS

Ziersträucher

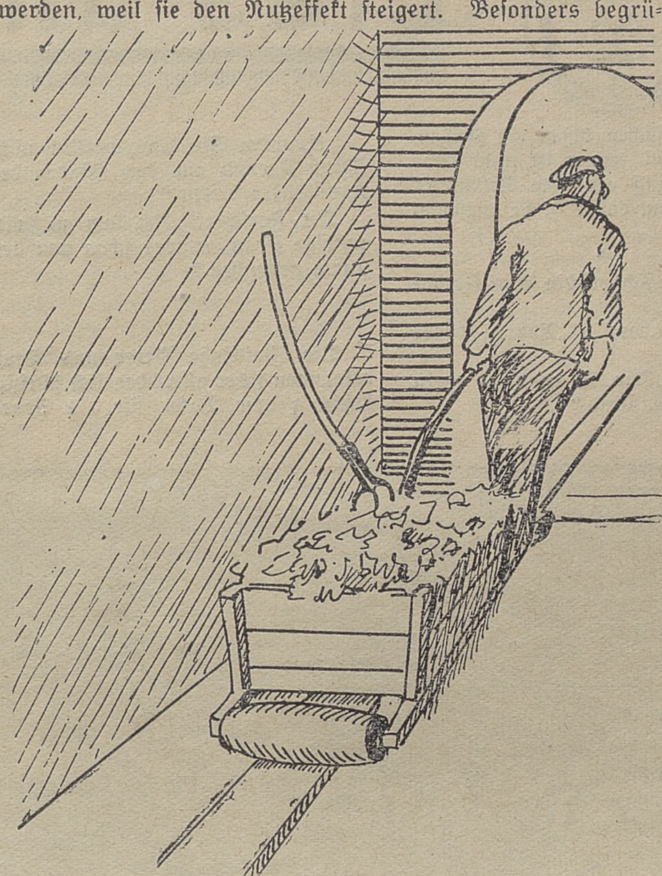
Die Kleingartenbewegung, die erfreulicherweise ständig wächst, hat ihre Bedeutung nicht so sehr in der Hervorbringung von Gartenfrüchten. Es soll nicht verkannt werden, daß für viele städtische Familien, besonders in einer Zeit andauernder Arbeitslosigkeit es von großer gesundheitlicher Bedeutung ist, wenn die Familie selbst an ihrer Versorgung mit Gemüsen und Obst mithilft. Die Hauptbedeutung der Kleingartenbewegung liegt jedoch nicht auf wirtschaftlichem Gebiet, sondern in den Wirkungen auf die Volksgesundheit und die seelische Verfassung des Volkes. Es wird immer mehr in unserem Volke erkannt, wie wichtig es ist, daß der Mensch die Verbindung mit dem Boden behält. Die Beschäftigung im Garten läßt ein gesünderes Geschlecht heranwachsen und fördert das Verständnis und die Liebe für die Natur. Daher gehören in den Garten neben Gemüse und Obst freie Flächen und Planschbecken als Tummelplätze für die Kinder, und es gehören neben Blumen auch Ziergehölze hinein. Mit Ziergehölzen kann man besonders die Rückwände des Gartens bepflanzen, wo er mit Nachbargärten zusammenstößt. Wenn die Nachbarn ein gleiches tun, so werden hier ohne Raumverschwendung gleichzeitig nützliche Vogelschutzgehölze und Nistgelegenheiten geschaffen. Bei den Ziergehölzen soll man sich nicht auf Nadelholz beschränken; denn schließlich sollen die Gartengelände nicht wie Friedhöfe aussehen. Man wird im Gegenteil nicht nur schöngewachsene, sondern auch schönblühende Laubhölzer anpflanzen, damit auch etwas für das Auge geschieht. Bei geschickter Auswahl kann man für jeden Boden passendes und Blütenschmuck für den größten Teil des Jahres finden. Es sei nur erinnert an



die frühblühenden Forsythien, die Mandelbäume und Magnolien, an die verschiedenen Erikaarten, den Ginster, Schneeball und Goldregen, die vielfachen Rot- und Weißdornsorten, die Heckenrosen, an Liguster, Schneebeere, Pfeifenstrauch, Blasenstrauch, Einbeere, an die zahlreichen wilden Kirschen-, Pflaumen- und Pfirsichsorten. Besonders beliebt als Ziersträucher sind die zahlreichen Prunusarten, die sowohl stattliche Bäume wie auch zierliche Sträucher umfassen und im April oder Mai eine Blütenfülle in schneeigen weißen oder rosafarbenen Tönen entfalten, wie man sie selten sonst wieder findet. Einen Begriff von dem Reichtum der Prunusblüten bildet der links abgebildete Zweig. Diese Art (Prunus plantierensis plena) setzt reneklodengroße, blauschwarze Früchte an, von einem gewissen Wohlgeschmack. Einen Monat später blüht der Flügelstorax. Es ist ein kleiner Baum mit großblättriger, leichtgrüner Belaubung, der im Juni mit einem leichten Flor, etwa 15 Zentimeter langen, weißen, duftenden Blütenrispen, geschmückt ist. Auch davon gibt die Abbildung einen Begriff.

Futterkarre

Es gibt Leute, die es verurteilen, wenn man sich die Arbeit leicht macht. Sie haben recht, sofern die Güte der Arbeit leidet. Es hieße aber doch, gute Grundsätze zu Tode hetzen, wenn man praktische Arbeitserleichterungen, die den Wirkungsgrad der Arbeit erhöhen, mißachten wollte; denn schließlich sind alle Arbeitsgeräte und Maschinen nur deshalb erfunden und eingeführt worden, weil sie die Leistungsfähigkeit der menschlichen Arbeitskraft steigern. Der Landwirt gehört besonders heute zu den Menschen, die sich über Arbeitsmangel nicht beklagen können. Unter seiner Arbeitsüberlastung leidet fast allgemein die Pünktlichkeit und Sorgfalt der Arbeit. Jede Arbeitserleichterung wird daher begrüßt werden, weil sie den Nutzeffekt steigert. Besonders begrü-



ßenswert sind arbeitserleichternde Geräte, die der Landwirt selbst herstellen kann. Ein solches ist die hier abgebildete Futterkarre. Sie hat im Bau eine gewiße Aehnlichkeit mit den bekannten Sackkarren und könnte auch als Futterschleppe bezeichnet werden. Statt der Räder besitzt sie eine Rolle, die aus einer Karrenradnabe gebildet wird. Sie läuft in zwei 5 mal 5 Zentimeter starken Winkeleisen, die seitlich den Karrenboden tragen. Der Holzkasten besteht aus 2 Zentimeter starken Brettern. Die Handhaben sind aus Holz wie bei den Schiebkarren. Um für den Grünfuttertransport die Ladefähigkeit zu erhöhen, werden an der Rückwand und an den Seitenwänden senkrecht stehende Latten befestigt. Um den Transportwiderstand zu verringern und kleine Niveauunterschiede besser zu überwinden, empfiehlt es sich, schmale Bohlen zu legen, über die gefahren wird.

Anlage von Brombeerhecken

Für Hecken sind am besten die rankenden Sorten geeignet. Natürlich bilden sie keine Hecken, wie etwa Weißdorn oder Fichte, sondern sie müssen an ein festes Gerüst angebunden werden. Jene Sorten, die sehr starke Stacheln haben, geben auch einen sehr guten Schutz gegen das Uebersteigen solcher Zaungerüste. Natürlich müssen die rankenden Triebe aufgebunden werden. Das geschieht am besten fächerförmig. Die Pflanzen haben 1,20 Meter Abstand. Von den massenhaft entstehenden Ranken werden nur etwa sieben beibehalten, und zwar die stärksten. Man kürzt die Ranken genügend ein, um die meist wenig fruchtbaren Spitzen als überflüssig wegzunehmen, und sie mit der Höhe des Zaunes in Einklang zu bringen. Wie bei Himbeeren, so werden auch bei den amerikanischen Brombeeren die abgetragenen zweijährigen Schosse alsbald nach der Ernte dicht am Boden entfernt.

Das Pflanzen geschieht in folgender Weise: Entlang dem Zaun wird ein Graben von etwa 30 Zentimeter Breite und 40 Zentimeter Tiefe ausgehoben, das Erdreich gelockert und wieder hineingefüllt, nachdem man es mit guter Erde oder altem Dünger vermengt hat. Ist der Boden an sich nahrhaft, so genügt es, wenn ein entsprechend breiter Streifen auf genannte Tiefe rigolt wird. Alle 1¼ Meter setzt man einen Strauch, nachdem man die Pflanze zurechtgestutzt hat. Die schwachen Triebe werden ganz entfernt, nur die fünf stärksten bleiben stehen, werden aber auf 25 Zentimeter lange Stümpfe gekürzt. Die Pflanzen treiben leicht aus, sobald das Erdreich fest angetreten und bei Trockenheit reichlich bewässert wird.



Lies und Lach'!



„Gerichtssachen kosten ein Heidengeld. Wieviel teurer ist nicht schon eine Scheidung als eine Trauung."

„Das schon, dafür ist sie auch viel mehr wert."

*

Diener: „Ich möchte eine Flasche Wein haben."

Ladeninhaber: „Roten oder weißen?"

Diener: „Das ist egal, — mein Herr ist farbenblind."



Zeichnung von Willy Meier. **Wohlan die Luft weht frisch und rein . . .** Bavaria-Verlag.

Ein Sachse wird unschuldig verprügelt und hinausgeworfen. Ein zufällig Vorübergehender fragt ihn:

„Warum lassen Sie sich denn das gefallen, wenn Sie unschuldig sind?"

„Ach, das ist doch eegal. Ich wärse nähmlich sowieso glei heeme gegangen."

*

Karolinchen hat geheiratet.

Karolinchen geht auf den Markt.

„Ich möchte gern ein halbe Mandel Spiegeleier", sagt Karolinchen zu der Marktfrau.

*

Zwitscher steigt auf die Wartburg. Und bewundert vor allem die Ritterrüstungen. „Wissen möchte ich bloß mal, was so 'n Kerl gemacht hat", sagt er, „wenn ihn mal ein Floh gebissen hat."

*

Alte Dame (im Hotel): „Ich denke gar nicht daran, dieses entsetzlich kleine Zimmer für mein gutes Geld zu nehmen. Es ist ja nicht einmal ein ordentliches Bett darin. Wenn Sie glauben, weil ich vom Lande bin . . ."

Boy: „Steigen Sie ein, meine Dame, das ist nicht Ihr Zimmer, das ist der Fahrstuhl."

*

Er: „Ich gehe jetzt in die Fremde, um mein Glück zu machen. Wirst du mir treu bleiben?"

Sie: „Ja, George, wenn du dein Glück machst."

„Konnten Sie denn wirklich nicht Ihren Freund aus den Händen der Kannibalen retten?"

Der Forscher: „Ich kam zu spät, gnädige Frau, er war schon von der Karte gestrichen."

*

Die Zwillinge Peter und Paul bekommen jeder allwöchentlich fünfzig Pfennig vom Vater für die Sparbüchse. Von diesem Geld sollen sie dann einander Geburtstagsgeschenke kaufen.

Eines Tages kommt Peter schreiend zu seinem Erzeuger: „Papi", heult er, „Paul — Paul steckt beständig seine 50-Pfennig-Stücke in meine Sparbüchse!"

*

Zwei Männer hatten am Abend zusammen gebummelt und waren erst spät nach Hause gekommen. Am nächsten Morgen tauschten sie ihre Erfahrungen aus über den Empfang, den ihnen ihre besseren Hälften hatten zuteil werden lassen. „Es ist schrecklich", seufzte der eine, „die ganze Nacht hindurch habe ich kein Auge zutun können, weil meine Frau so geschimpft hat."

„Ja, und ich bin vor meiner in den Kleiderschrank geflohen und habe von innen zugehalten."

„Und was ist weiter geschehen?"

„Und sie hat geklopft und gerufen, daß ich aufmachen soll, aber ich habe nicht daran gedacht. Ich bin doch schließlich der Herr im Hause."

*

„Das ist aber eine sehr feine Zigarre, die du mir da gegeben hast!"

„Ach herrjeh, da hab' ich mich wohl vergriffen!"

Schottisch.

Der Hausdiener eines Hotels in Aberdeen gibt seine Erfahrungen mit dem letzten Gast zum besten.

„Ja", sagt er, „ich trage also seinen schweren Koffer drei Stockwerk hoch, und als ich oben angekommen bin, drückt er mir etwas in die Hand und sagt dabei: Das ist für eine Tasse Kaffee."

„Und was war es", wird er gefragt, „ein Penny?"

„Nein, ein Stück Zucker."

*

„Diese Gardine", flötete der Kommis, „kann ich Ihnen wärmstens empfehlen, gnä' Frau. Es ist das Beste, was wir am Lager haben: allererste Qualität, garantiert farb- und lichtecht, ein apartes Muster, und vor allem: der Preis! Der Preis, gnä' Frau! Der schlägt alle Rekorde. Für diesen Preis können Sie bei der Konkurrenz nicht annähernd dasselbe bekommen . . ."

„Hm", überlegte die Kundin. „Wie teuer ist sie denn?"

„Momang!" entschuldigte sich der Kommis. „Ich will nur mal eben in der Liste nachsehen . . ."

*

Dem ehrsamen Bürger schwoll die Zornesader.

„Niemals! Meine Tochter eine Schauspielerin? Daß mein ehrlicher Name auf allen Plakatsäulen entehrt wird!"

Die Tochter wagte einen Einwand:

„Ich könnte ja unter einem andern Namen spielen, Vater."

Der Vater wehrte ab:

„Unter einem andern Namen? Und wenn du Erfolg hast, wer weiß dann, daß ich dein Vater bin?"

*

Die Kaffeeschlacht war im vollen Gange. Die Freundinnen tobten sich aus.

„Alles sehr nett", schnatterte Selma, „nur deine Kaffeelöffel sind arg Tinnef."

„Leider. Ich weiß es", nickte die Hausfrau.

„Wo hast du denn diesen Ausschuß gekauft?"

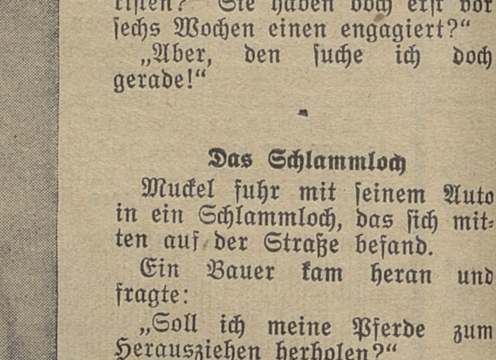
Da sagte die Hausfrau: „Die Löffel hat mir deine Frau Mutter zur Hochzeit geschenkt."

Ein Mann aus Glasgow, hundertprozentiger Schotte, kam zu einem Sattler und verlangte einen einzelnen Sporn.

Der Händler verstand nicht recht: „Was fangen Sie mit einem Sporn an?" fragte er erstaunt den Schotten.

„Das ist doch ganz klar, Mann: wenn ich die eine Seite des Gauls in Gang gebracht habe, kommt die andere von selbst mit . . ."

*



„Was, Herr Bankdirektor, Sie suchen schon wieder einen Prokuristen? Sie haben doch erst vor sechs Wochen einen engagiert?"

„Aber, den suche ich doch gerade!"

*

Das Schlammloch

Muckel fuhr mit seinem Auto in ein Schlammloch, das sich mitten auf der Straße befand.

Ein Bauer kam heran und fragte:

„Soll ich meine Pferde zum Herausziehen herholen?"

Muckel sagte Ja und Amen, die Pferde wurden herangebracht, das Auto aus dem Schlammloch gezogen, und der Bauer erhielt zehn Mark.

„Das ist seit heute nacht der zwölfte, den ich da herausziehe", grinste der Bauer, als er das Geld sorgfältig verstaut hatte.

„Wieso? Arbeiten Sie auch nachts?"

„Ja. Nachts schleppe ich das Wasser für das Schlammloch herbei."

*

Der Pianist Gieseking sucht eine Sekretärin. Und findet unter der Unzahl der Mädchen, die sich melden, endlich eine, die ihm zuzusagen scheint. Er führt sie vor seine Maschine, in der kein Farbband ist. Worauf es sich zeigt, daß die Kleine das Farbband nicht einzuziehen versteht. Gieseking zuckt bedauernd die Achseln: „Liebes Fräulein, wenn Sie nicht einmal ein Farbband einziehen können . . ." — „Sagen Sie, Herr Professor, können Sie einen Flügel stimmen?" — Gieseking hat sie engagiert und soll recht gut dabei gefahren sein.

*

Lehrer: „Ich sah einen Mann, der einen Esel schlug. Da trat ich hinzu und verbot es ihm. Welche Tugend habe ich da befolgt?"

Schüler: „Brüderliche Liebe."

*

Fremdenführer: „Und jetzt fahren wir am ältesten Wirtshaus der Stadt vorbei."

Stimme aus dem Hintergrund: „Warum denn?"

Von Frauen – für Frauen

Logierbesuch

Nimmt man eine Einladung für einen Logierbesuch an, ist es für den Gastgeber wie für den Gast sehr viel angenehmer, wenn man sich im voraus über die Form des Besuches im klaren ist. In den seltensten Fällen ist es angebracht, einen Aufenthalt in einem fremden Hause, selbst wenn es sich um die besten Freunde oder Verwandten handelt, als völlig kostenlos anzusehen. Hier muß der persönliche Takt von Fall zu Fall entscheiden. Sind die Gastgeber wohlhabend und sträuben sich gegen eine Erstattung der Ausgaben, die unser Besuch verursacht, so muß eine andere Form gefunden werden, sich erkenntlich zu zeigen. Man kann der Hausfrau ein hübsches persönliches Geschenk machen oder darum bitten, ein paarmal der Gastgeber zu sein, und dann seine Freunde ins Theater oder Restaurant führen. Kleine Aufmerksamkeiten, wie Blumen und Konfekt, verstehen sich von selbst. — Bei gemeinsamen Ausgängen bestehe man darauf, seinen Anteil selbst zu bezahlen, auch die Fahrgelder. Jeder weiß, daß ein Gast durch das öftere Ausgehen ohnehin Unkosten verursacht, die man nicht noch vergrößert. — Leben die Gastgeber in einfacheren Verhältnissen, kann man auch durch mitgebrachte Lebensmittel etwas zum Haushalt beisteuern. — Niemals verlange man, dauernd herumgeführt zu werden, nichts spannt mehr ab, als tagelang den Bärenführer zu spielen. Man nehme sich einige Dinge vor, die man allein erledigen kann. Die Wege und Verbindungen wird man auf eine Bitte hin gern zusammengestellt bekommen. Man versehe sich bei Ausgängen unbedingt mit einer Legitimation, da man nie wissen kann, in welche Situation man kommt. Tritt irgend etwas ein, daß die verabredete Rückkehr nicht innegehalten werden kann, so gebe man telephonisch Nachricht, damit auf der andern Seite keine Beunruhigung eintritt. — Ferner vermeide man, das Personal stark in Anspruch zu nehmen, und gebe ihm zum Abschied ein gutes Trinkgeld. — Das wären die hauptsächlichsten Regeln für den Gast.

Der Gastgeber soll versuchen, seinem Besuch den Aufenthalt so nett und abwechslungsreich wie möglich zu machen. Man nimmt daher zweckmäßig eine Zeit für die Einladung, in der man seinem Gast irgend etwas Besonderes bieten kann. Im übrigen stelle man sich ein kleines Programm zusammen. Man kommt dann nicht in die Gefahr, daß man nicht weiß, was man mit seinem Gast anfängt. Durch einen nicht vorgesehenen Plan muß man oft sehr viel mehr Geld ausgeben und hat keineswegs mehr Vergnügen. — Gleich in den ersten Tagen gebe man einen kleinen Tee oder eine etwas größere Einladung, damit der Besuch neue Menschen kennenlernt und vielleicht Beziehungen anknüpft. — Kann man es einrichten, so bekommt der Gast ein eigenes Zimmer. Hat man kein Fremdenzimmer, kann man vielleicht für kurze Zeit irgendeinen Raum durch eine Chaiselongue dazu umrichten. Beide Teile werden dadurch stark entlastet und gehen sich nicht so leicht auf die Nerven. — Mit etwas Einsicht und gutem Willen kann die Zeit eines Logierbesuches zu einer angeregten und hübschen Unterbrechung werden.

Ein wenig Haushaltserfahrung

Zum 1. April wird in vielen Häusern das Personal gewechselt und neu angelernt. Als außerordentlich praktisch hat es sich erwiesen, vor Antritt einer Hausangestellten einen genauen Stundenplan zu entwerfen und das Mädchen danach anzulernen. Man sei aber in der Innehaltung der Arbeitseinteilung streng. Hat sich ein Mädchen einmal daran gewöhnt, hat man den großen Vorteil, daß wirklich alle Dinge ordnungsgemäß erledigt werden. Manches Mädchen ist auch für eine systematische Anleitung dankbar. — Man berechne die angesetzten Arbeiten nicht zu knapp in der Zeit, sondern überlege genau, wieviel Zeit man selber brauchen würde und gebe für ein nicht eingearbeitetes Mädchen stets ein paar Minuten drauf. Für besondere Arbeiten wählt man entweder einen bestimmten Tag in der Woche, an dem dann die üblichen Arbeiten eingeschränkt werden, oder man verteilt sie laufend auf die Wochentage.



*

Stellt man ein Mädchen bei sich ein, versäume man nicht, es sofort in der Krankenkasse anzumelden. Versäumt man es, würde man nichts ersparen, da man die Beträge ohnehin nachzahlen muß und sich außerdem strafbar macht. — Bei Abschluß eines Dienstvertrages einige man sich darüber, ob man alle Kassenbeträge voll zu zahlen gedenkt, oder ob das Mädchen seinen gesetzlichen Anteil selber zahlt. Es gibt dann keine späteren Unannehmlichkeiten. —

Gesundheits- und Körperpflege

Appetitlose Kinder sind meistens rechte Sorgenkinder. Was man ihnen vorsetzt, wird nicht oder unlustig gegessen. Da ist es kein Wunder, daß sie blaß und matt werden, denn jeder Körper braucht einen bestimmten Teil Nahrung zum Aufbau. In den häufigsten Fällen haben die Eltern viel Schuld an diesem Zustand, denn hier ist es wie so oft im Leben, — der gute Wille allein genügt nicht, — man muß auch wissen, was dem andern zuträglich ist. Niemals sollte man ein Kind zum Essen zwingen und niemals sollte man ihm zu große Portionen geben. Wir Erwachsenen kennen doch selbst den Zustand, daß uns in appetitlosen Tagen ein körperliches Unbehagen überfällt, wenn man uns einen angefüllten Teller vorsetzt. Das Wichtige ist auch nicht, daß ein Kind viel auf einmal ißt, sondern daß es überhaupt etwas ißt. Die tägliche Ernährung soll ungefähr so aussehen, wie untenstehend aufgeführt.

I. Frühstück: Ein dünnes Schnittchen Vollkornbrot mit Butter, dazu eine Tasse Milch, der man einen Schluck Kaffee zufügt. Nach Belieben reicht man das Getränk mit oder ohne Zucker. Von Weißbrot und Brötchen nehme man möglichst Abstand, da sie nicht zuträglich sind für die Verdauung. Nur im Krankheitsfall oder wenn der Magen sehr schwach ist, sollte man etwas anderes als Vollkornbrot geben.

II. Frühstück: Ein Apfel, eine Birne oder eine Apfelsine und wieder eine Scheibe Butterbrot.

Das Mittagessen richtet sich nach dem, was auf den Tisch kommt. Nur achte man darauf, daß kleinste Portionen auf den Teller kommen (es darf nachgefordert werden). Man sei sehr streng gegen ein Herumstochern in den Speisen. Lieber nehme man den Teller fort und lasse das Kind bis zum Abend hungern, dann kommt die Eßlust ganz von selbst.

Nachmittags gibt es wieder eine Tasse Milch und einen Zwieback mit Butter und Marmelade.

Die Abendmahlzeit besteht aus einem Brei und etwas gekochtem Obst. Wenn genügend Appetit vorhanden ist, kommt noch ein Butterbrot dazu.

Gemüsezubereitung

Gemüse soll niemals vor der Zubereitung gebrüht werden, da die wichtigsten Bestandteile der Pflanze dadurch zerstört werden. Eine Ausnahme hiervon machen verschiedene Kohlsorten. — Das Gemüse muß frisch sein, tagelanges Aufbewahren schadet ihm. Alle Zutaten sollen von bester Qualität sein. Es ist falsch, zu denken, man kann zum Kochen eines zarten Gemüses Butter verwenden, die man roh nicht essen würde. Der Wohlgeschmack und die Bekömmlichkeit leiden darunter. Die richtigste Art der Zubereitung geschieht im Dampftopf unter Zugabe einwandfreier Butter. Mehl sollte man nach Möglichkeit nicht verwenden, um das Gemüse bündig zu machen, sondern vor dem Anrichten noch ein Stück frische Butter daran geben.

Spinat auf englische Art

Der fein gehackte Spinat wird mit sehr reichlich Butter, Salz, Pfeffer und einem Hauch Muskat unter stetem Rühren auf raschem Feuer 20 bis 30 Minuten geröstet. Vor dem Anrichten besteckt man ihn mit Streifen von Röstbrot und garniert die Schüssel mit pflaumenweich gekochten Eiern und Omeletten, die nudelartig geschnitten in dichtem Kranz herumgelegt werden.

*

Die neue Capsmode für das Frühjahr

Der Spuk der Burghexe

Eine alte Ostersage. — Von Heinz Gerner.

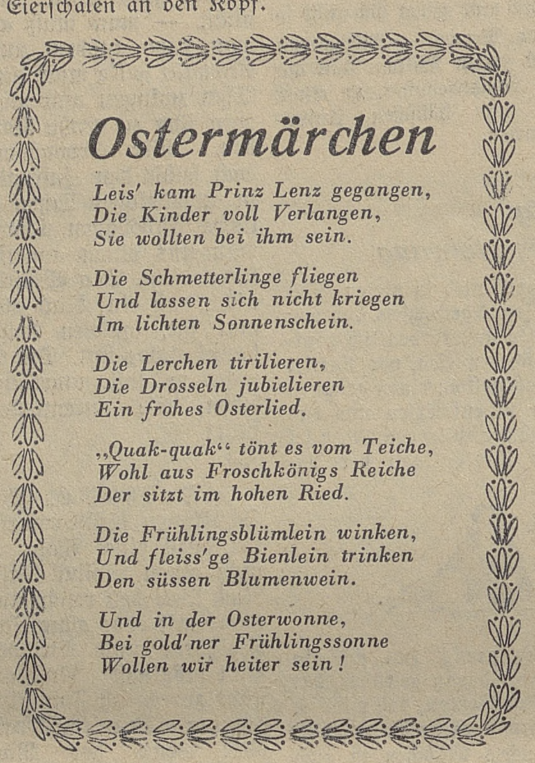
In einer stürmischen Frühjahrsnacht fuhr Swatopolk, der Herzog von Pommerellen, mit seinen Rittern in zwei Kähnen auf der Weichsel von Kulm nach seinem Lieblingsschlosse Teufelsdorf. Durch die Schneeschmelze war der Strom gewaltig angeschwollen, und vor der Mündung des Schwarzwassers tobten reißende Strudel. Der Kahn, in dem der Herzog saß, wurde vom Wirbel gepackt und kenterte. Die Ritter versanken in der Flut, und nur der Herzog hielt sich noch an der Oberfläche. Aber der Sturm und das Rauschen des Hochwassers übertönten seine Rufe, und die schwarze Finsternis hatte dem nachfolgenden Boot das ganze Unglück verborgen, so daß der Herzog hilflos mit schnell ermattenden Kräften von den Wellen herumgetrieben wurde.

Nun wohnte in seiner ärmlichen Hütte am Ufer ein Fischer mit einem bösen Weib. Der verspürte in jener Nacht plötzlich einen grimmigen Hunger, weckte seine Frau und verlangte, sie solle ein Nachtmahl bereiten. Unmutig erhob sich die Frau, schritt zum Herd, worin noch Feuer glomm und entfachte eine tüchtige Flamme. Dann setzte sie die Bratpfanne mit Speck darauf, denn weil es um Ostern war, die Hühner fleißig gelegt hatten und Eier in Fülle vorhanden waren, wollte sie einen leckeren Eierkuchen bereiten. Als sie das fünfte Ei hineinschlug, stank es faul, und sie hatte damit den ganzen Kuchen verdorben. Da kippte sie vor üblem Ärger kurzerhand die ganze Pfanne ins Feuer, so daß das Fett zischend und prasselnd hell aufloderte und einen mächtigen Schein durch das Fenster auf den Strom hinauswarf.

In diesem plötzlich aufblinkenden Licht wurden auf einmal die rudernden Ritter ihren Herrn und Herzog gewahr, wie er verzweifelt mit den Wogen um sein Leben rang. Mit vieler Mühe und unter großer Gefahr konnten sie ihn herausfischen und glücklich am Ufer landen. Der Herzog hatte das Bewußtsein verloren. Deshalb trugen sie ihn zu der Hütte, um ihn dort zu erwärmen und zu trocknen.

Das Fischerweib hatte indes mit Schimpfen und Zetern einen neuen Kuchen gebacken und wegen des schlimmen Rauches die Tür geöffnet. Gerade als die Ritter aus der Dunkelheit herantraten, warf sie voller Wut eine Handvoll Eierschalen hinaus und traf damit den Herzog an den Kopf. Darob erwachte der ganz erschrocken und sprach: „Du böse, alte Hexe! Begrüßt du so deinen Herzog?" Da gab es einen riesigen Krach, und die Frau fuhr in einer Rauchwolke durch den Kamin, denn sie war eine richtige Hexe gewesen.

Der Herzog Swatopolk aber gründete zum Dank für seine Errettung an dieser Stelle ein Schloß und eine Stadt, die er Schwetz, d. h. Licht (świecan) nannte, weil er einem Lichtschein sein Leben verdankte. Auf dem Turm der Burg spukt aber das Fischerweib, und wenn jemand in der Osternacht hineinkommt, wirft ihm die Hexe Eierschalen an den Kopf.



Ostermärchen

Leis' kam Prinz Lenz gegangen,
Die Kinder voll Verlangen,
Sie wollten bei ihm sein.

Die Schmetterlinge fliegen
Und lassen sich nicht kriegen
Im lichten Sonnenschein.

Die Lerchen tirilieren,
Die Drosseln jubilieren
Ein frohes Osterlied.

„Quak-quak" tönt es vom Teiche,
Wohl aus Froschkönigs Reiche
Der sitzt im hohen Ried.

Die Frühlingsblümlein winken,
Und fleiss'ge Bienlein trinken
Den süssen Blumenwein.

Und in der Osterwonne,
Bei gold'ner Frühlingssonne
Wollen wir heiter sein!

Die wildgewordenen Uhren.

In meinem Zimmer stehen zwei Uhren: ein Wecker und eine große Standuhr. Bisher gingen sie immer ganz richtig, aber gestern begannen sie beide plötzlich miteinander einen aussichtslosen Wettlauf. Zu gleicher Zeit begann die Standuhr in der Stunde zwei Minuten zu langsam und der Wecker stündlich eine Minute zu schnell zu gehen. Als ich heute früh erwachte, zeigte der Wecker auf Punkt 8 Uhr und die Standuhr auf Punkt 7 Uhr. Wann hat gestern der Wettlauf der beiden Uhren angefangen?

Unsere Erklärung.

Erst nachdenken — dann erst umdrehen!

Der Zeitunterschied zwischen den beiden Uhren beträgt 60 Minuten. Da die eine Uhr stündlich um zwei Minuten zu schnell, die andere aber eine Minute zu langsam geht, weichen sie stündlich drei Minuten voneinander ab. Im ganzen waren also 20 Stunden nötig, um die beiden Uhren eine Stunde auseinanderzubringen. In diesen 20 Stunden ist die Standuhr 40 Minuten zu langsam gegangen. Es ist also in Wirklichkeit jetzt 40 Minuten mehr, als die Standuhr zeigt, oder 20 Minuten weniger als der Wecker zeigt, d. h. es ist jetzt 7 Uhr 40 Minuten. Da der Wettlauf der beiden Uhren 20 Stunden früher begann, war es damals genau 11 Uhr 40 Minuten vormittags.

Abessinische Ostern.

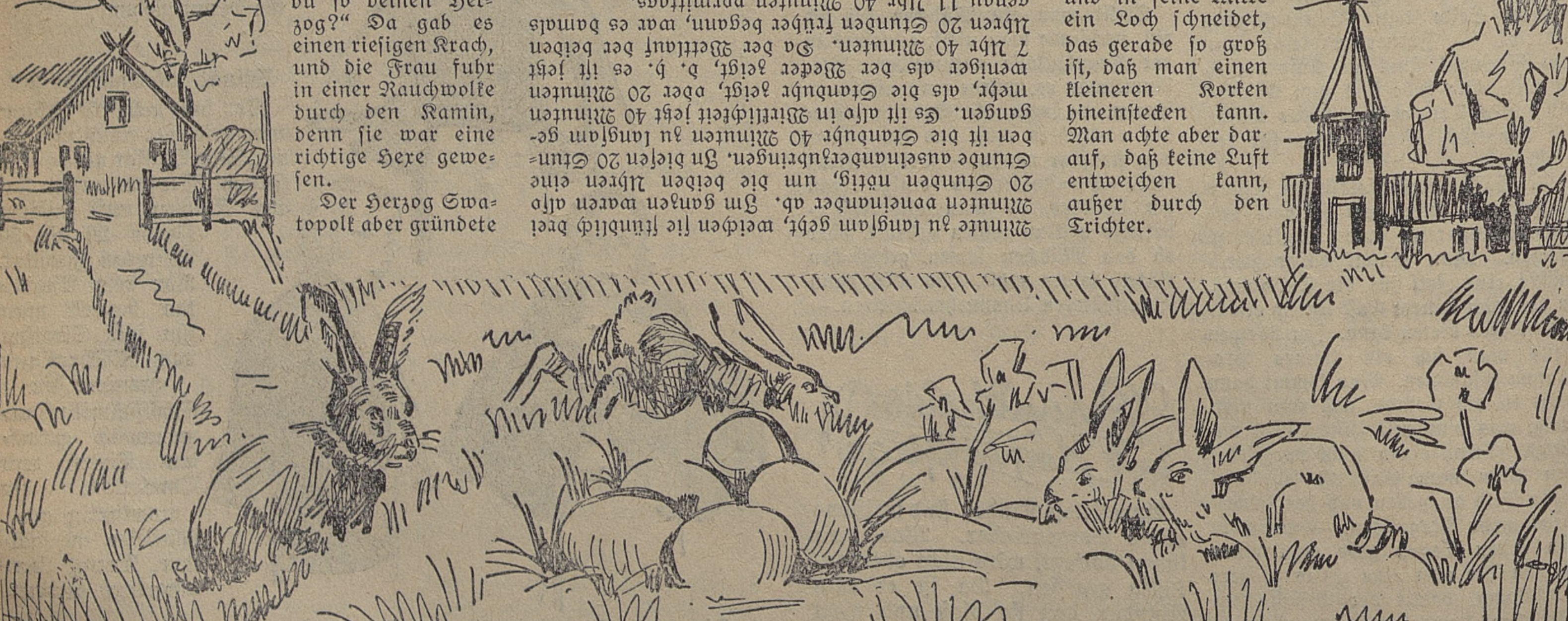
Bei den Abessiniern in Afrika, die ein eigenes, beinahe heidnisches Christentum besitzen, gilt Ostern als der höchste Festtag des Jahres, den sie eine Woche lang feiern. Wenn der Kaiser die große Trommel vor seinem Palast in Addis-Abeba rühren läßt, strömen 200 000 Krieger und 11 000 Mönche zusammen, die er alle auf Staatskosten bewirtet. Umgeben von Generalen und Abunas (Bischöfen) leitet er die Andacht, und dann werden 3000 Rinder und zahllose Hammel und Ziegen geschlachtet und entsetzlich viel Krüge Bier getrunken. Eier essen die Abessinier nicht, dafür aber um so mehr rohe Fleischstreifen, die sich von Frauen und Kindern zusammengerollt in den Mund stopfen lassen.

Die fliegenden Schmetterlinge.

Eine sehr hübsche Spielerei, die insbesondere unseren kleineren Geschwistern viel Freude machen wird, läßt sich leicht auf folgende Weise ausführen. Man verschaffe sich ein leeres Marmeladenglas oder eine niedrige Flasche mit weitem Hals und verschließe sie, nachdem man sie etwa zur Hälfte mit Wasser gefüllt hat, mit einem gut schließenden Korken, in dessen Mitte man zuvor ein Loch bohrte. In dieses Loch stecke man einen Glastrichter, dessen Ende aber nicht in das Wasser tauchen darf. Dann fertige man sich aus dünnem bunten oder bemalten Papier einige Schmetterlinge an. Als Schmetterlingsleib dient ein schmaler Korkstreifen, an dem die Flügel festgeklebt werden. Die Schmetterlinge (nicht mehr als zwei bis drei Stück) lege man in den Trichter, hebe dann den Korken ab, schütte den Inhalt eines Brausepulvers in das Wasser und verschließe sofort die Flasche wieder ganz dicht. Sobald das durch das Brausepulver sich entwickelnde Gas im Trichter emporsteigt, fangen die Schmetterlinge an, über dem Trichter auf und nieder zu fliegen. Da die enge Trichteröffnung nur wenig Gas entweichen läßt, dauert es eine ganze Weile, bis die Schmetterlinge wieder zur Ruhe kommen.

Hat man keinen Korken zur Hand, der so groß ist, daß man ein Marmeladenglas damit verschließen kann, so genügt es auch, wenn man die Dose mit dem dazu gehörigen Deckel verschließt, und in seine Mitte ein Loch schneidet, das gerade so groß ist, daß man einen kleineren Korken hineinstecken kann. Man achte aber darauf, daß keine Luft entweichen kann, außer durch den Trichter.





Was in der Welt geschah

Flugzeug durchschlägt ein Haus

Ein folgenschwerer Flugzeugabsturz, der 12 Todesopfer forderte, ereignete sich in Hayward (Kalifornien). Ein mit zwei Personen besetztes Flugzeug, das in schweren Nebel und anschließend in einen Wolkenbruch geraten war, stürzte, da der Pilot offenbar die Kontrolle über den Apparat verloren hatte, auf ein Wohnhaus ab. Das Flugzeug bohrte sich mit solcher Gewalt in das Dach, daß das Haus glatt durchschlagen wurde. Sämtliche zehn Insassen des Hauses, eine fünfköpfige Familie und deren fünf Gäste, wurden erschlagen. Die Insassen des Flugzeuges verbrannten in ihren Sitzen, da der Benzintank beim Absturz explodierte. Auch das Haus geriet in Brand, doch wurde der Brand durch den strömenden Regen bald wieder erstickt.

*

Hirsch greift Auto an

Auf der Fahrt durch den Wald von Fontainebleau in Frankreich wurde ein Pariser Automobilist von einem starken Hirsch angefallen, der mit gesenktem Geweih einen Frontalangriff auf das Auto unternahm. Der überraschte Automobilist bremste aus Leibeskräften, aber er konnte den Zusammenprall nicht vermeiden. Der angreifende Hirsch blieb mit dem Geweih in den Stoßstangen des Autos hängen. Das Abenteuer scheint ihm aber so wenig behagt zu haben, daß er, kaum daß er aus dieser unangenehmen Lage befreit war, sofort die Flucht ins Waldesdunkel ergriff.

*

Belgische Fabrik in Flammen

Eine riesige Brandkatastrophe ereignete sich in der Nähe von Brüssel in einer metallurgischen Fabrik in Londerzeel. Das Feuer brach in einem Warenmagazin aus und verbreitete sich, von einem starken Wind begünstigt, über das ganze Unternehmen, das eine Fläche von etwa 10 000 Quadratmetern bedeckt. Hunderte von Fässern mit Masut und Kohlensäureflaschen wurden von dem Feuer ergriffen. Die Masutfässer gerieten in Brand, die Kohlensäureflaschen explodierten. Die Fabrik bildete ein einziges Flammenmeer. Nach den ersten Schätzungen beläuft sich der Schaden auf viele Millionen.

*

Drahtlose Heilung auf 2000 km Entfernung

Am 12. März verließ der italienische Dampfer „Pier Luigi" den Hafen von Neapel, um die Fahrt nach Indien anzutreten. Am 26. v. M. erhielt plötzlich das Hafenkommando Neapel ein Radiogramm, in dem sich der Kapitän der „Pier Luigi" dringend darnach erkundigte, wie man einem Passagier, der an Bord des Schiffes vom Herzschlag getroffen wurde, helfen könnte, da kein Arzt an Bord vorhanden sei. Der Kommandant rief sofort telephonisch den Neapeler Arzt Dr. Mattorani an, der sich eiligst in die radiotelegraphische Station begab. Der Arzt ließ seine ganz exakten Weisungen zur Behandlung des Kranken ebenfalls drahtlos absenden. Nun wartete Dr. Mattorani auf die Antwort. Nach einer halben Stunde schon empfing die Radiostation eine Meldung des Kapitäns von Bord der „Pier Luigi". Er teilte mit, daß die Weisungen des Arztes in allen Einzelheiten befolgt worden seien und daß der Patient bereits wieder auf dem Wege der Genesung sei.

*

Beim Kauf von 70 kg Rauschgift ertappt

Die Beamten des Rauschgiftdezernats in Berlin verhafteten zwei internationale Rauschgifthändler in dem Augenblick, als sie gerade den Kaufvertrag über 70 Kilogramm Morphium und Heroin abschließen wollten.

Die Rauschgifthändler sind Amerikaner und waren erst vor acht Tagen aus den Vereinigten Staaten nach Berlin gekommen. Der eine von ihnen war ein berüchtigter Gangster, der drüben wegen Alkoholschmuggels zahlreiche Kämpfe mit der Polizei zu bestehen gehabt hatte und dabei auch mehrere amerikanische Polizeibeamte niedergeschossen hatte. Als jetzt nach der Aufhebung des Alkoholverbots das Schmuggeln nicht mehr ging, legte er sich zusammen mit einem Komplizen auf den Rauschgifthandel. Beide waren nach Berlin gekommen, um hier größere Rauschgiftmengen aufzukaufen. Die Polizei hatte von ihrer Anwesenheit Kenntnis bekommen und beobachtete sie ständig. Als sie mit einem Verkäufer in einem Café in Charlottenburg beisammen saßen und gerade dabei waren, den Kaufvertrag abzuschließen, wurden sie festgenommen. Sie bestritten zunächst die Absicht des Rauschgiftschmuggels. Eine Durchsuchung ihrer Hotelzimmer überführte sie jedoch, denn man fand dort zwei große Koffer mit doppelten Böden, die dazu dienten, das eingekaufte Rauschgift ungehindert über die Grenze zu schaffen. Erst nach diesem Ergebnis legten die Festgenommenen ein Geständnis ab. Sie wurden dem Richter vorgeführt. Die Feststellungen haben ergeben, daß hinter ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach ein großer Rauschgiftschmuggelkonzern steht!

*

Furchtbares Verbrechen vereitelt

Auf eine ebenso grausame wie gründliche Art wollte dieser Tage ein großlitauischer Bauer, in der Nähe der Bahnstation Schaslai wohnhaft, seinen Nachbarn, den Besitzer Wenslawitz, mit dem er seit vielen Jahren wegen einer Grenzstreitigkeit in erbitterter Feindschaft lebte, aus dem Wege räumen. Der Bauer und sein Sohn lauerten Wenslawitz auf und schleppten ihn, nachdem sie ihn niedergeschlagen hatten, auf das in der Nähe befindliche Bahngeleise. Hier banden sie den Bewußtlosen auf den Schienen fest. Einige Minuten bevor der aus Kowno kommende Zug die Stelle passieren sollte, auf der der wehrlose Mann lag, wurde dieser zufällig von einem auf dem Heimwege befindlichen Streckenwärter vorgefunden und von dem sicheren Tode des Gerädertwerdens gerettet. Die Täter, die sich vor jeder Entlarvung sicher wähnten, wurden bereits kurze Zeit später vom Abendbrottisch fort verhaftet.

*

14 Wohnhäuser durch Großfeuer zerstört

Die in den letzten Jahren schon wiederholt von schweren Schadenfeuern heimgesuchte oberfränkische Stadt Teuschnitz wurde von einer neuen Feuersbrunst schwer betroffen. Am Nachmittag war in einem Stadel eines Landwirts Feuer ausgebrochen, das sich mit großer Geschwindigkeit weiter verbreitete. Es fielen dem Großfeuer 14 Wohngebäude und Nebengebäude sowie 20 Stadel zum Opfer. Das Teuschnitzer Bezirksamtsgebäude, das bereits stark bedroht war, konnte gerettet werden.

*

Elf Todesopfer eines Flugzeugabsturzes in Kanada

Ein schweres Flugzeugunglück ereignete sich in der Nähe der im Südosten des Staates Kansas (Kanada) gelegenen Ortschaft Neodesha. Ein Flugzeug, das eine kanadische Sportmannschaft zum Austrag eines Kampfspieles nach Neodesha bringen sollte, stürzte ab. Elf Personen sollen getötet, drei schwer verletzt sein.

*

Folgenschwere Gasexplosion in Rennes

Eine schwere Gasexplosion wird aus Rennes (Frankreich) gemeldet. Mehrere städtische Arbeiter waren an der Ausbesserung einer undicht gewordenen Gasleitung beschäftigt. Plötzlich brachen zwei von ihnen ohnmächtig zusammen. Einem Feuerwehrmann, der sich mit einer Gasmaske ausgerüstet hatte, gelang es, die beiden Vergifteten aus der Baugrube zu retten. Im gleichen Augenblick explodierte das ausströmende Gas. Der Feuerwehrmann wurde von den Flammen bei lebendigem Leibe verbrannt. Zwei seiner Kameraden erlitten ebenfalls schwere Brandwunden. Dabei hatte man die Wiederbelebungsversuche an den zwei Gasvergifteten unterbrechen müssen. Beide starben, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.



Narzissenfelder bei Montreux

Aus dem neuen Ufa-Film „Die Schweiz im Spiel der Jahreszeiten".

Spar- und Darlehnskassenverein, Spółdz. z n. o. w Mużylowicach-Kol.

Einladung

zu der am Sonntag, dem 23. April 1933, um 13 Uhr im Vereinshause zu Mużylowice-Kol. stattfindenden

ordentlichen Vollversammlung.

Tagesordnung: 1. Eröffnung und Begrüßung 2. Protokollverlesung, 3. Revisionsbericht, 4. Geschäftsbericht, 5. Genehmigung der Jahresrechnung und Bilanz pro 1932 und Entlastung der Funktionäre, 6. Gewinnverwendung, 7. Neuwahl, 8. Allfälliges. Rudolf Lautsch mp. Obmann.

Spar- und Darlehnskassenverein, Spółdz. z n. o. w Bruckenthalu.

Einladung

zu der am 23. April 1933 um 14 Uhr in Bruchenthal stattfindenden

ordentlichen Vollversammlung.

Tagesordnung: 1. Protokollverlesung, 2. Revisionsbericht, 3. Geschäftsbericht pro 1932, 4. Genehmigung der Jahresrechnung und Bilanz pro 1931 und Entlastung, 5. Gewinnverwendung, 6. Anträge und Wünsche. Der Rechnungsabschluß liegt im Kassenlokal zur Einsicht auf.

Rudolf Scheller mp. Obmann.

Spar- und Darlehnskassenverein, Spółdz. z n. o. w Hałcnowie.

Einladung

zu der am Montag, dem 17. April 1933, um 9 Uhr 30 Min. vormittags im Gemeindegasthause zu Alzen stattfindenden

ordentlichen Vollversammlung.

Tagesordnung: 1. Eröffnung, Ernennung eines Schriftführers und Wahl eines Protokollmitfertigers, 2. Verlesung des Protokolles der letzten Generalversammlung, 3. Revisionsbericht, 4. Tätigkeitsbericht des Vorstandes über das Geschäftsjahr 1932, 5. Bericht des Aufsichtsrates, Genehmigung des Jahresrechnung und Bilanz pro 1932 und Entlastung der Funktionäre, 6. Gewinnverwendung, 7. Allfälliges.

Alois Filipczyk mp. Leo Dyczek mp.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.